Mitropa 2025|26

Jubiläumsausgabe

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)

30 Jahre GWZO

Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa

Umschlag Leipzig Hauptbahnhof, Tor zum östlichen Europa und zum GWZO

Mitropa-Schlaf- und Speisewagen sind nur mehr als Eisenbahnmodelle erhältlich. »Mitropa« ist das Akronym für »Mitteleuropäische Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft«, zugleich Kurzwort für »Mitteleuropa«. In der Geschichte der Eisenbahn und des Reisens bezeichnet es eine Institution auf Schienen, ein Objekt gebrochener wie nostalgischer Erinnerung und einen Maßstab für »Service im Zug«. Der Name steht ebenso für historische Veränderung wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa AG ein prestigereiches Unternehmen, bot ihren Reisenden die »Mitropa-Zeitung« an – ein Schelm, wer hier in der »Mitropa« des GWZO deren Fortbestand wittern will… Die Geschichte dieses *players* im Servicesektor folgt den Brüchen des 20. Jahrhunderts. Die Mitropa ließ sich im Nationalsozialismus gleichschalten, setzte den Antisemitismus der Nürnberger Gesetze mit dem Ausschluss von jüdischen Reisenden durch, bewirtschaftete die ›Fliegenden Züge‹ der Reichsbahn, Vorläufer des ICE, und war zugleich Arbeitgeberin der eisenbahnerischen Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Die Mitropa AG existierte auch im Sozialismus als solche weiter. SED-Funktionär*innen fuhren mit ihr, verdiente Arbeiter*innen mit ihrem privilegierten Sonderzug »Tourex« ans Schwarze Meer nach Rumänien und Bulgarien, bei der Mitropa aßen polnische Dissident*innen, wie sie es bei der WARS taten, tschechische Underground-Künstler*innen wie bei der ČSD, ungarische Musiker*innen wie bei der Utasellátó sowie manche*r Pionier*in des Nachwende-Kapitalismus. Gäbe es das Unternehmen noch, würde es auch unsere Mitarbeiter*innen befördern, die, wenn nicht in unserem Stammhaus in Specks Hof in Leipzig am Arbeiten, unterwegs sind zu Bibliotheken, Archiven, Grabungsstätten und zu Tagungen und Konferenzen gemeinsam mit unseren Kooperationspartner*innen in der Region. Als Name unseres Jahreshefts signalisiert »Mitropa« Bewegung und Vernetzung und die Dynamik, welche auch die Forschung des GWZO seit 1996 kennzeichnet.

Mitropa 2025|26

2 **Editorial**
Maren Röger

4 Mit **eigenen Augen**
Arnold Bartetzky, Matthias Breckheimer, Frank Hadler, Matthias Hardt, Orsolya Heinrich-Tamáska, Susanne Jaeger, Stephan Krause, Antje Schneegass und Ewa Tomicka-Krumrey

Leseproben

14 **Verflechtungsgeschichte am GWZO**
Das östliche Europa global
Martin Bauch und Katja Castryck

19 **Anwesend und abwesend in den Archiven**
Die Suche nach Hedda Sterne und ihrer Familie
Alexandra Chiriac

25 **Nicht-Wissen als Programm**
Alternative Geschichte im östlichen Europa
Karin Reichenbach und Timm Schönfelder

30 **Das östliche Europa in der Architekturlehre – eine Baustelle**
Kaja Schelker

36 **По гарячих слідах – Auf heißer Spur**
Glasmacherei im mittelalterlichen Kyjiw
Olena Žuruchina

Journal

41 **Das Verschwinden einer Institution**
Auf den Spuren der Dorfkneipen in Südostungarn
Indira Hajnács

Fund**stücke**

47 **Brandschutz(belehrung)**
Matthias Breckheimer

49 **Ein ungeliebtes Kind?**
Wilfried Franzen

52 **Lieber Herr SeitenBlick**
Bettina Haase

54 **Ode an die Luppenzeiten**
Frank Hadler

56 **Abschied von einem Geschäftsgang (als Einakter)**
Johanna Laurenzen

58 **Die *klamka* der Erlösung**
Maren Röger

61 **Keine Angst vor großen Scheinen – die Handkasse**
Ines Rössler

63 **Aus der Kategorie »Kurioses«**
Ewelina Scheibner

66 **»Ich weiß es!« Ein Nachruf. Und ein Dank an Wolfgang Kreher**
Antje Schneegass

68 **»Heavy Metal(s)« aus dem polnischen Mittelalter**
Marcin Wołoszyn

70 **Was hat der Stromzählerwechsel mit dem Dienstgängebuch zu tun?**
Stephanie Yacoub

72 **Speise**wagen

80 Abbildungsnachweise
Impressum

Editorial

In dieser Ausgabe bewirtschaftet die Mitropa einen Partyzug. Wir feiern volle drei Dekaden angefüllt mit vielfältiger Forschung, breitenwirksamer Vermittlung und dichter Vernetzung im, zum und mit dem östlichen Europa – und damit einer Großregion, deren Bedeutung zum Verständnis von Geschichte und Gegenwart unserer Gesellschaft zentral ist. Dazu bieten wir in dieser Ausgabe Köstlichkeiten aus unseren Forschungen und Schmankerl aus dem sozialen Gefüge des Instituts in Geschichte und Gegenwart sowie intensive Gespräche im Speisewagen. All das wird unterlegt mit Tanzmusik, was sich im Editorial als Rätsel verbirgt: Wer die ostmitteleuropäischen Partyklassiker am Ende der Absätze zuordnen kann, bekommt ein historisches Mitropa-Paket frei Haus.[1]

Aber zurück zu unseren Anfängen: Die vielfältigen Transformationen unserer Forschungsregion haben sich direkt auf unsere Institutsgeschichte ausgewirkt. 1991, nach Zusammenbruch der staatssozialistischen Länder, ging man daran, die Akademie der Wissenschaften der DDR aufzulösen – während in anderen, nun ebenfalls postsozialistischen Ländern ähnliche Strukturen durchaus erhalten blieben. Teile der geistes- und kulturwissenschaftlichen Akademieforschung sollten hier in »geisteswissenschaftlichen Forschungszentren« fortgeführt werden, darunter wurde auch ein »Forschungsschwerpunkt Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas« eingerichtet – und damit ein Kontrapunkt zum Großteil der bislang institutionalisierten deutschen Osteuropaforschung geschaffen, die oft genug den Fokus auf Russland/die Sowjetunion richtete. – »Svet zázračný, nám núka sny, tak snívajme ich s ním.«

Nach kurzem Auftakt in Berlin forscht das Geisteswissenschaftliche Zentrum seit Anfang 1996 in Leipzig und hat sich seitdem in internationale und nationale Forschungslandschaften eingeschrieben, aber auch in Stadt und Region im stetigen Bemühen, unsere Forschungsergebnisse und unsere Begeisterung für die Länder östlich von uns zu vermitteln. In drei Jahrzehnten seines Bestehens häutete sich unser Institut mehrmals: von einem kleinen, intimeren Forschungszentrum zu einem der großen außeruniversitären Forschungsinstitute zum östlichen Europa, von den sich stetig wandelnden Projektförderern zur Stabilität der Bund-Länder-Finanzierung seit dem Beitritt zur Leibniz-Gemeinschaft, von der Hechelatmung der Projektdauerevaluationen zu den siebenjährigen, biblischen Zyklen unter dem genannten Dach, von immer wieder neu zusammengesetzten Projektgruppen zu einer stabilen Abteilungsstruktur. Rein äußerlich ging es vom Charme des Hinterhauses in Plagwitz zur repräsentativen Örtlichkeit im Specks Hof der Leipziger Innenstadt – und seit 2025 noch zusätzlich zu einer adretten Adresse im Prager Zentrum. Wir changierten von grün zu blau als Farbe der Außendarstellung, und generell vom *freestyle* zum organisierten *corporate design* eines modernen Forschungsinstituts. – »Два кольори мої, два кольори, Оба на полотні, в душі моїй оба …«

Und natürlich änderten sich die Themen, wie ein Gang durch das Archiv, wo alle Hauspublikationen verwahrt werden, noch einmal klar macht. Viele der Bücher waren wegweisend für die Ostmitteleuropaforschung. Als Direktorin, die erst ein starkes Zehntel des Institutsschaffens mitverantwortet, und über lange Zeit die GWZO-Publikationen (nur) rezipierte, sei mir diese Emphase hoffentlich erlaubt. Getragen wurde das über die Jahrzehnte von Generationen exzellenter Wissenschaftler*innen unterschiedlicher Disziplinen, für die das GWZO mal länger, mal kürzer intellektuelle und häufig auch menschliche Heimat wurde. – »Nyolc óra munka, nyolc óra pihenés, nyolc óra szórakozás.«

Bis heute beeindruckt die Breite der intellektuellen Horizonte unserer Mitarbeiter*innen. Ein Spaziergang durch das GWZO ist eine Reise durch Raum und Zeit: Archäologische Expertinnen für die Kyjiwer Rus' arbeiten Tür an Tür mit Zeithistoriker*innen, die etwas zur geschichtspolitischen Instrumentalisierung jener Vergangenheit zu sagen haben; vormoderne Klimaforscher forschen neben Spezialist*innen für Umweltveränderungen in der Hochmoderne seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert; Experten für die Rolle der osteuropäischen Staaten in internationalen Organisationen arbeiten unter einem Dach mit Kulturwissenschaftler*innen, die Alltagspraktiken »kleiner Leute« untersuchen. Am Kanon interessierte vormoderne Kunsthistoriker*innen sind auf dem gleichen Gang anzutreffen wie Personen,

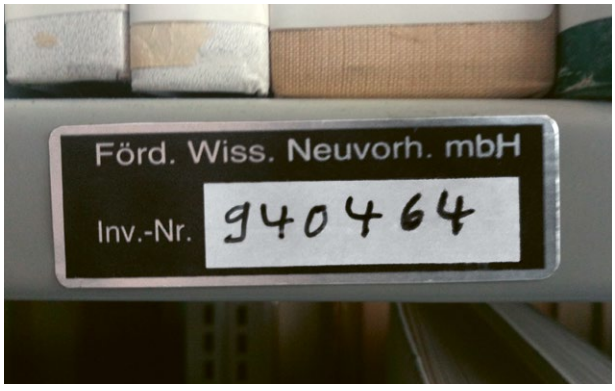
die Populärkulturphänomene interessieren oder der Bedeutsamkeit von Literaturen und Filmographien nachgehen. Forscher*innen mit Schwerpunkten auf religiösen und ethnischen Gruppen, wie den Armeniern oder Juden, sind ebenso Teil des GWZO wie an universalen Utopien des Städtebaus Interessierte. In dieser Konstellation entstehen regelmäßig Momente, die intellektuell faszinieren, in denen Gedanken wandern, Querverbindungen entstehen und mit einer Großzügigkeit Wissen geteilt wird, wie es an Forschungsinstituten, die ungleich kleinere zeitliche und geographische Räume bearbeiten, nicht immer vorkommen soll. – »Myśli i słowa by znowu budować nowy dzień!«

In einer Zeit, in der Wissenschaft mitunter in die Rolle der direkten Stichwortgeber von Politik oder gar Tagespolitik zurückgestutzt werden soll, versammelt das GWZO sein geballtes interdisziplinäres Verständnis der Region in den globalen Zusammenhängen seit dem 6. Jahrhundert. Verkürzungen sitzt es unbedingt nicht auf. Wir betreiben im besten Sinne des Wortes Grundlagenforschung, die stets die breite Vermittlung genuin mit vor Augen hat: Große Ausstellungen in zentralen Museen Europas, kürzlich erst im Brüsseler Haus der Geschichte, gehören dazu ebenso wie portable Podcasts und E-Learning-Kurse sowie direkte Gespräche – in Schulklassen zu Beginn der Totalinvasion in der Ukraine, mit Bürger*innen und Politiker*innen in den Leibniz-Formaten sowie bei der Buchmesse und der Langen Nacht der Wissenschaft. Regelmäßig sind unsere Wissenschaftler*innen etwa in Volkshochschulen, Universitäten des dritten Lebensalters und ähnlichen Konstellationen unterwegs (in der universitären Lehre sowieso) – in Deutschland und in den Ländern der Untersuchungsregion, in all den vorstellbaren Sprachen. Zusammen beherrschen wir im Haus achtzehn Sprachen. So ist unser aktueller Partyzug insgesamt auch ein zuverlässiger Kulturzug, der über die Biographien der Forschenden, die institutionelle und individuelle Forschungsvernetzung auch dazu beiträgt Europa zusammenzubringen. – »Ima neka tajna veza / Tajna veza za sve nas …«

Ich wünsche Ihnen von hier aus – wahlweise dem Dienstabteil des Zugpersonals, dem Lokführerstand oder gerade dem Speisewagen – eine gute Reise durch Geschichte und Gegenwart des GWZO mit dieser Mitropa und dem Institut insgesamt eine weitere gute Reise in den kommenden Jahrzehnten.

Maren Röger
Direktorin des GWZO

1 Ein herzlicher Dank für Ideen an Alexandra Chiriac, Stephan Krause, Karin Reichenbach und Daria Reznyk. – Bitte bis zum 30. Juni 2026 Angaben zu Liedtitel, Band- bzw. Sänger*innennamen und Jahreszahl in der richtigen Reihenfolge senden an: mitropa@leibniz-gwzo.de. Die Mitropa-Geschenkpakete versenden wir, solange der Vorrat reicht. Ein Rechtsanspruch auf einen Geschenkkorb unserer Institutszeitschrift ist natürlich ausgeschlossen.



Mit **eigenen Augen**

sahen die Autor*innen, wie viele unserer Kolleg*innen, die zurückliegenden 30 Jahre GWZO als Augenzeug*innen, besahen sich die Geschichte und die Geschichte*n* des Instituts und erzählen dies anhand von Fotografien und für die Augen unserer Leser*innen.

2025

Nach über achtmonatiger Laufzeit schloss am 12. Januar die Ausstellung »Bellum & Artes. Europe in the Thirty Years' War« im Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel. Sie war ein Höhepunkt dieses transnationalen Kooperationsprojekts mit 12 Partnerinstitutionen aus 7 Ländern unter der Federführung von GWZO und Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Anhand der Kunst und ihrer Bedeutung in dem ganz Europa erfassenden Krieg erzählten wir mit rund 120 kostbaren Kunstwerken der Malerei, Grafik, Skulptur und Schatzkunst, mit Waffen, Münzen, Urkunden und Büchern aus ganz Europa seine Geschichte und Auswirkungen auf Kunst und Künstler*innen. Fünf interaktive Medienstationen boten den Besucher*innen die Möglichkeit, ihr Wissen zu vertiefen. Am Ende der Schau unterstrichen zwei Werke der ukrainischen Künstlerin Vlada Ralko, die sich in ihrem Werk intensiv mit dem russischen Krieg in ihrer Heimat auseinandersetzt, die bittere Aktualität.

2024

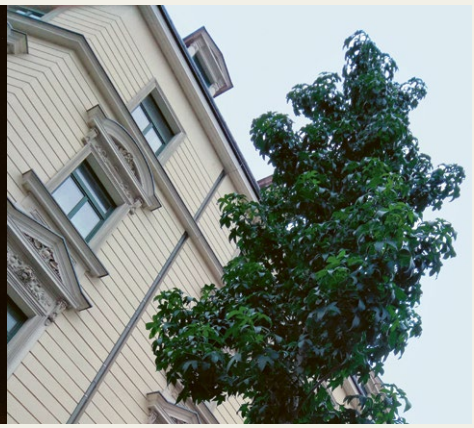
Mit mehr als 2.500 Veranstaltungen und rund 3.000 Mitwirkenden bietet »Leipzig liest«, das Lesefestival der Leipziger Buchmesse, eine große Bühne für Verlage und Autor*innen. Das GWZO beteiligte sich 2012 zum ersten Mal daran. Das Institut präsentierte seither Jahr für Jahr auf einer mit dem Universitätsverlag in Kooperation genutzten Ausstellungsfläche einem breiten Publikum seine Neuerscheinungen und Forschungsergebnisse zum östlichen Europa. Diese besonderen Tage während der Buchmesse, geprägt von Lesefieber bei den Besucher*innen und der Freude der Autor*innen, ihre Werke präsentieren zu können, erwiesen sich als spannendes Forum des Austausches und des Kennenlernens, das selbst der Pandemie trotzte. Nicht nur Autor*innen und Verleger*innen, sondern auch Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie den Bundesbeauftragten für die neuen Bundesländer, Marco Wanderwitz, oder den Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, Michael Kretschmer, konnten wir am GWZO-Stand begrüßen.

2023

In »Das schönste ABC der Welt« steht unter »S« kein Lemma »Sondertatbestand« – stattdessen solche Knaller wie »Schienenersatzverkehr« und »schrumpfst«. In der Alphabetsästhetisierung dieses Heftleins, herausgegeben von der Zeitschrift »Kulturaustausch«, sind mehrere Sprachen vertreten, das Tschechische mit »lehkost«, dazu dem Verweis auf Milan Kunderas (1929–2023) Roman »Nesnesitelná lehkost bytí« (1984/2006). »Leichtigkeit« also, auch für Deutsch unter »L« wie Leipzig. Genau die fällt uns bei dem zentralen GWZO-Ereignis 2023 ein, der Bewilligung des »Kleinen strategischen Sondertatbestandes Wissen und Partizipation – Schnittstelle Leipzig-Prag«! Natürlich, weil dieser Erfolg schön ist und so den *terminus technicus* eines(r) Sondertat-Bestands schön macht, erfreulich, verdienstvoll ist und gerade darin seine »Leichtigkeit« hat, gerade weil in der Prager GWZO-Abteilung ab 2025 nichts »ersetzt« und noch weniger »geschrumpft« wird – ganz im Gegenteil – und wie schön ist erst *pražská lehkost* …

2022

In diesem Jahr mussten wir Abschied nehmen von unserer geschätzten Kollegin und Freundin, der vielseitigen Literaturwissenschaftlerin Dr. Christine Gölz, Leiterin der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«, die am 22. Februar 2022 nach langer, schwerer Krankheit verstarb. Unter dem Titel »Spielplätze der Erinnerung – Eine Revue für Christine« fand am 29. September 2022 unsere Gedenkveranstaltung statt, um an sie zu erinnern und ihr Andenken zu ehren. Dieses offene Format war Christines eigene Idee. Bereits 2013 schloss die von ihr geleitete GWZO-Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung« ihre Arbeiten mit einer »Revue« ab. Unsere Gedenkveranstaltung wurde von Pedro Stoichita mit seinem Graphic Recording künstlerisch begleitet. Außerdem spielte »The Grandiose WissenschaftsZeitvertragsOrchestra (GWZOrchestra)«. Der Nachmittag schloss mit einem gemeinsamen Besuch bei dem Baum, den wir zu Christines Ehren gestiftet haben und der in Leipzig, Industriestraße – Ecke Nonnenstraße, an sie erinnert.



2021

Unter den Titeln »Castrum Virtuale« und »(Ge)schlecht verstanden?« sind seit 2021 bzw. 2023 zwei virtuelle Ausstellungen erreichbar, die auf archäologische Forschungen am GWZO zurückgreifen. Solche Ausstellungen erleben seit der Covid-19-Pandemie in der Museumslandschaft einen besonderen Boom und stellen auch den akademischen Wissenstransfer an die breitere Öffentlichkeit vor neue und spannende Herausforderungen. Aus dem weitgefächerten digitalen Ausstellungsangebot im GWZO-Repertoire heben sich die hier gezeigten zwei Beispiele dadurch ab, dass die Themen und die dreidimensionale architektonische Raumgestaltung direkt aufeinander Bezug nehmen. So können die Besucher*innen virtuell die Vision eines archäologischen Parks begehen, die eine spätrömische Festung in Ungarn zu neuem Leben erweckt oder unter einem nach Geschlechtsbildern geteilten Kuppeldach in den Gender-Kosmos der Gräberarchäologie eintauchen.

2020

Das Foto dokumentiert eine typische Beschaffung im April 2020. Die Bundesrepublik befindet sich seit einem Monat im Lockdown. Wie wir später erleben werden, ist es erst der Auftakt einer knapp dreijährigen, durch das Coronavirus SARS-CoV-2 ausgelösten pandemischen Welle, die die ganze Welt in Atem hält. Seit dem 17. März arbeiten alle GWZO-Mitarbeiter*innen von zu Hause aus. Der Institutsbetrieb steht unter einer Notverwaltung, gemanagt über eine gleichnamige WA-Gruppe. Die Prioritäten und Bedeutsamkeiten haben sich quasi über Nacht verschoben. Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen erschweren den Notbetrieb im Specks Hof, für den wir jetzt Passierscheine ausstellen. Desinfektions- und Hygieneartikel sind allerorts ausverkauft und wo sie kurzzeitig verfügbar sind, werden diese Waren nur in klein(st)en Mengen abgegeben. Von der Administration zu beschaffen sind diese trotzdem und außerdem lernen wir in dieser herausfordernden Zeit der Pandemie ganz neue »Bürobedarfe« wie den »Spuckschutz Plexiglasaufsteller« kennen, die wir plötzlich dringender benötigen als Papier und Toner.

2018

Wie kommen Lesende zum Buch, Forschende zur Information? Welche neuen Entwicklungen gibt es im Bereich der Fachinformation zu und im östlichen Europa? Wie funktionieren die Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Informationsdienstleistern? Auf Einladung des GWZO und der Universitätsbibliothek Leipzig traf sich im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung (ABDOS) e. V. ein internationales Fachpublikum. Personen aus Bibliotheken, Dienstleister und Forschende diskutierten zum Thema: »Frei zugänglich, vernetzt und trotzdem schwer zu finden – *information retrieval* und Wissenschaftskommunikation für Öffentlichkeit, Institutionen und Forschungseinrichtungen zu Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa«. Nach dieser gut besuchten Konferenz merkten Kolleg*innen aus der Veranstaltungsorganisation an: »So ein unaufgeregtes, angenehm ruhiges Fachpublikum habe ich ja noch nie erlebt!«

2016

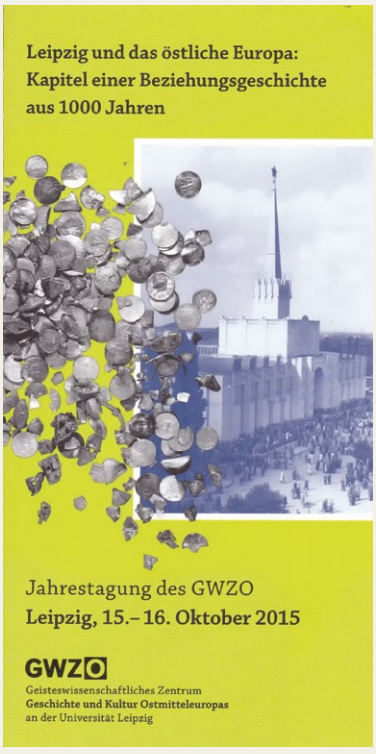
Am 14. Mai 2016, dem 700. Geburtstag Karls IV. eröffnete in Prag in der Reitschule des Wallenstein-Palais die erste Bayerisch-Tschechische Landesausstellung. Im Zentrum standen die Herrschaft des böhmischen Königs und Kaisers des Heiligen Römischen Reiches vor dem Hintergrund des krisenreichen 14. Jahrhunderts, Karls ambitionierte Hofkunst und ihr Widerhall in den mit ihm verbundenen Reichsgebieten. Bei der Koproduktion von Nationalgalerie Prag, GWZO und dem Haus der Bayerischen Geschichte wurden ca. 190 kostbarste Originalwerke des 14. Jahrhunderts aus ganz Europa versammelt – darunter für wenige Wochen sogar die Aachener Karlskrone. In der Folge wurde die Schau im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg gezeigt. Das GWZO-Team mit seinem Projektleiter Jiří Fajt, damals zugleich Generaldirektor der Prager Nationalgalerie, war eng in Koordination, Organisation und Kuratierung der Ausstellung sowie in die Erarbeitung der deutschen Ausgabe des Katalogs (700 S.) eingebunden. Mit rund 200.000 Besucher*innen war die Ausstellung ein großer Erfolg.

Es war ein unverdient holpriger Eintritt in die Welt von Leibniz als GWZO-Direktor Prof. Dr. Christian Lübke das Institut nach der positiven Aufnahmeentscheidung auf der 22. Jahrestagung der Leibniz-Gemeinschaft am 24. November 2016 in der Urania Berlin vorstellte. Die eigens in Auftrag gegebene GWZO-Präsentation endete bereits mit dem Startbild und so blieben die aus Leipzig und dem Specks Hof mitgebrachten Impressionen den Augen der Mitgliederversammlung vorenthalten. Auch der dort präsentierte Name des neuen sächsischen Leibniz-Instituts und neuen Mitglieds der Sektion A sollte noch nicht der endgültige sein. Der Freude über den Erfolg des seit 2012 mit großem Engagement, Ehrgeiz und Aufwand verfolgten Weges tat dies an diesem Tag keinen Abbruch. Das GWZO wurde sehr herzlich und natürlich traditionsgerecht mit drei Leibniz-Hocker-Bastelsets in der »besten der möglichen Welten« begrüßt. Es ist bekannt, dass diese später erfolgreich zusammengebaut werden konnten und bis heute stabile Dienste verrichten.

Arnold Bartetzky, Kunsthistoriker, Leiter der GWZO-Abteilung II »Kultur und Imagination«, forscht zu Architektur, Stadtplanung, Kunst im öffentlichen Raum und umstrittenem Erbe in Ost und West. **Matthias Breckheimer** ist Leiter der Bibliothek des GWZO mit slawistischem und osteuropakundlichem Hintergrund und leidenschaftlicher Informationsmittler. **Frank Hadler**, Historiker, leitet seit 2017 die Abteilung III »Verflechtung und Globalisierung« des GWZO. Als dienstältester Wissenschaftler des Hauses hat er bei der Eröffnung 1996 im Beisein von Staatsminister Meyer referiert, den Slowakischen Botschafter Korčok 2005 und 2008 in der Luppenstraße begrüßt und Hans-Dietrich Genscher für die Jahresvorlesung 2009 gewonnen. **Matthias Hardt**, Historiker und Archäologe, leitet die GWZO-Abteilung I »Mensch und Umwelt« und erforscht die ökologischen und sozialen Folgen des hochmittelalterlichen Landesausbaus.

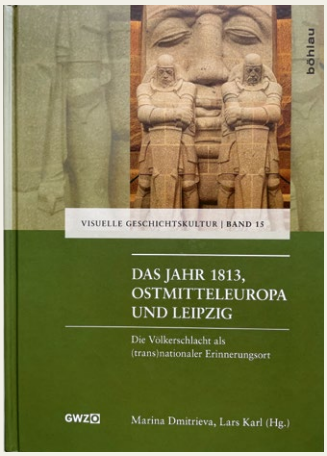
2015

Für das Jahr 1015 überliefert der Chronist Thietmar von Merseburg (975/976–1018) den Tod des Meißener Bischofs Eid (955–1015) in der *urbs Libzi*. Der Burgwardmittelpunkt an der Kreuzung zweier europäischer Fernstraßen kam zu seiner Ersterwähnung, weil der Bischof im Dienst Heinrichs II. (973/978–1024) auf der Rückreise aus Polen den Kaiser in der Pfalz Merseburg vermutete. Bevor er die Pleiße-Elster-Flussaue überqueren konnte, starb er in Leipzig. Das GWZO würdigte das Jubiläum mit der wissenschaftlichen Beteiligung an der Ausstellung »1015. Von Anfang an« im stadtgeschichtlichen Museum und mit einer Jahrestagung zu »Leipzig und das östliche Europa: Kapitel einer Beziehungsgeschichte aus 1000 Jahren« mit 11 Vorträgen zur Handels- und Kulturgeschichte der Stadt. Das GWZO war zudem Veranstalter des 66. Internationalen Sachsensymposions zum Thema »Sächsische Leute und Länder. Benennung und Lokalisierung von Gruppenidentitäten im ersten Jahrtausend«, an dem 89 Wissenschaftler*innen aus 14 Ländern teilnahmen.



2013

Im Herbst 2013 jährte sich die Völkerschlacht bei Leipzig zum 200. Mal und zum 100. Mal die Einweihung des ihr gewidmeten gigantischen Denkmals. Aus diesem Anlass beschäftigte sich das GWZO auf seiner Jahrestagung mit der Bedeutung der Völkerschlacht als Erinnerungsort. Es trug damit zum Reigen von Veranstaltungen und Publikationen über das Ereignis und sein Nachleben in der Geschichtskultur bei. Mit einer überwiegend ostmitteleuropäischen Perspektive auf das Thema und einem besonderen Fokus auf visuelle Kultur sowie mediale Vermittlung der Narrative hatte die Jahrestagung aber ein ganz eigenes Profil. Das GWZO konnte dabei seine interdisziplinären Stärken ausspielen und auf langjährige Studien zu verschiedenen Facetten der Erinnerungskultur zurückgreifen. Die Ergebnisse sind in dem von Marina Dmitrieva und Lars Karl herausgegebenen Band »Das Jahr 1813, Ostmitteleuropa und Leipzig. Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort« nachzulesen.



Orsolya Heinrich-Tamáska, Archäologin und Historikerin in der Abteilung I »Mensch und Umwelt«, forscht zu spätantiken Transformationsprozessen in Mittel- und Südosteuropa, ihr besonderes Interesse gilt zudem der Landschaftsentwicklung, Ressourcennutzung und Elitenrepräsentation. **Susanne Jaeger**, Kunsthistorikerin, Slawistin, Denkmalpflegerin, ist Mitarbeiterin in der Abteilung II »Kultur und Imagination« und am Haus zuständig für die Ausstellungen. **Stephan Krause**, Literaturwissenschaftler, forscht in Abteilung II »Kultur und Imagination« zu Literaturen und Filmographien (nicht nur) im östlichen Europa. **Antje Schneegass**, Administrative Geschäftsführerin des GWZO, leitet die Verwaltung des Instituts und verantwortet u.a. das Finanz- und Personalwesen. **Ewa Tomicka-Krumrey**, Historikerin, arbeitete 28 Jahre am GWZO, vor allem in der Wissenschaftskommunikation, sie hat seit Herbst 2024 ihr eigenes Forschungsprojekt an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.

2012

Im 19. Jahrhundert waren Panoramen – illusionistische Rundgemälde in eigens dafür errichteten repräsentativen Bauten – ein wichtiges Massenmedium, das kommerzielle Unterhaltung bot und zugleich Geschichtsbilder vermittelte. Im 20. Jahrhundert durch das Kino verdrängt, haben sich nur noch wenige der einst unzähligen historischen Panoramen erhalten. Es dürfte kein Zufall sein, dass sich mehrere von ihnen im östlichen Europa befinden. Denn sie hatten dort eine besondere Bedeutung für die Nationalkulturen, die sie vor der Zerstörung bewahrte. In dieser Tradition nationaler Selbstdarstellung stehen auch die Panoramen, die in der Zeit des Sozialismus errichtet wurden. Von diesen Beobachtungen ausgehend, widmete das GWZO seine Jahrestagung 2012 der Spezifik der Panoramen in der östlichen Hälfte Europas. Mehr darüber ist im Konferenzband »Geschichte im Rundumblick. Panoramabilder im östlichen Europa«, herausgegeben von Arnold Bartetzky und Rudolf Jaworski, zu erfahren.

Der polnisch-litauischen Herrscherdynastie der Jagiellonen widmete das GWZO nicht nur ein umfangreiches transnationales Forschungsprojekt (2002–2006), die Publikationsreihe »Studia Jagellonica Lipsensia«, sondern auch seine erste große Ausstellung »Europa Jagellonica. Kunst und Kultur in Mitteleuropa unter der Herrschaft der Jagiellonen«. Die Schau zog rund 100.000 Besucher*innen an. Sie entstand in deutsch-tschechisch-polnischer Kooperation mit Unterstützung der EU und der Kulturstiftung der Länder. Wissenschaftlich und kuratorisch wurde sie am GWZO konzipiert und mit den Partnern umgesetzt. Zuerst wurde sie ab 20. Mai in der Mittelböhmischen Galerie (GASK) in Kutná Hora/Kuttenberg gezeigt, der wichtigsten böhmischen Münz- und Silberbergbaustadt unter den Jagiellonen. Außerdem war die Ausstellung im Königsschloss und im Nationalmuseum in Warschau zu sehen sowie im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam. Zu jeder Station erschien ein eigener Katalog mit den jeweiligen Exponaten.

2010 **Umzug 2010:**LuppenstraßeAußenbezirkMietvertragAnbindung UniversitätForschungInnenstadtBahnhofLindenauKoffer_Mädler AbrisshausWeite_WegeZentrumUmzugVorbereitungKommissionenAbsprachenBesichtigungenZeitpläneAngeboteAufmaßeBudgetplanungTechnische_Infrastruktur UmzugskartonsKoordinationBücherwagenDeckenlastUmbauStahlträgerVision_und_MissionSchließzeitenArchitektenUmzugsunternehmenMüllcontainerbrand ParkverbotFahrradkellerVernetzungFördermittelLogistikPersonaleinsatzplanüberwachungsoberaufsichtDachterrassePasst_alles?Alte_MöbelNeue_Möbellange_FlureErreichbarkeitInventarmanagement MittelkürzungStrategische_PlanungZimmeraufteilungTelefonanlageMonitoring Noch-mehr-UmzugskartonsÜberstunden SommerhitzeBauaufsichtAusräumenEinräumenFristenAnweisungenCompliance EinsatzpläneTransportmittelKommunikationmoralischer_VerschleißKlimaanlage KrisenmanagementOrganisationskultur MittelkürzungBeschaffungRaumplanung MöbelaufbauAufbauenEinräumenVerschnaufenGESCHAFFT!

2009 **Als Politiker, der 1989 weltweit agierte, zählte Hans-Dietrich Genscher (1927–2016) im Jubiläumsjahr 2009 zu den international gefragten Referenten und Zeitzeugen. Mit seiner nach nur einem Brief und ganz wenigen Telefonaten erreichten Zusage, am 14. Oktober 2009 persönliche Reflexionen des Weltgeschehens während der Dekaden davor und danach zur Diskussion zu stellen, konnte das GWZO eine der damals führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Bundesrepublik Deutschland für seine Jahresvorlesung gewinnen.** Diese fand im größten Hörsaal der Universität Leipzig statt und war Teil des wissenschaftlichen Programms der Feierlichkeiten anlässlich des 600. Universitätsjubiläums. Der Vortrag »Auf dem Wege zum und im Epochenjahr 1989« des ehemaligen Innenministers (1969–1974) und Außenministers (1974–1992) sowie späteren Ehrendoktors der Alma Mater Lipsiensis (2003) diente zugleich als Auftakt zu der von Frank Hadler gemeinsam mit Matthias Middell und Ulf Engel organisierten Konferenz »1989 in a Global Perspective«.

2005/2008 **Im Rahmen der vielfältigen Erinnerungen an 40 Jahre »Prager Frühling« war das GWZO Station einer slowakischen Wanderausstellung über Leben und Werk von Alexander Dubček (1921–1992) als »Staatsmann – Demokrat – Europäer«. Bei der Eröffnung im Juni 2008 war Ivan Korčok (*1964), Botschafter der Slowakischen Republik, zugegen.** Das Foto zeigt ihn zusammen mit Frank Hadler beim Eintrag ins Gästebuch. Bereits zwei Jahre zuvor besuchte er das GWZO am damaligen Standort in der Luppenstraße. Grund war die Übernahme der Privatbibliothek des verstorbenen Doyens der slowakischen Historikerzunft, Ľubomír Lipták (1930–2003),

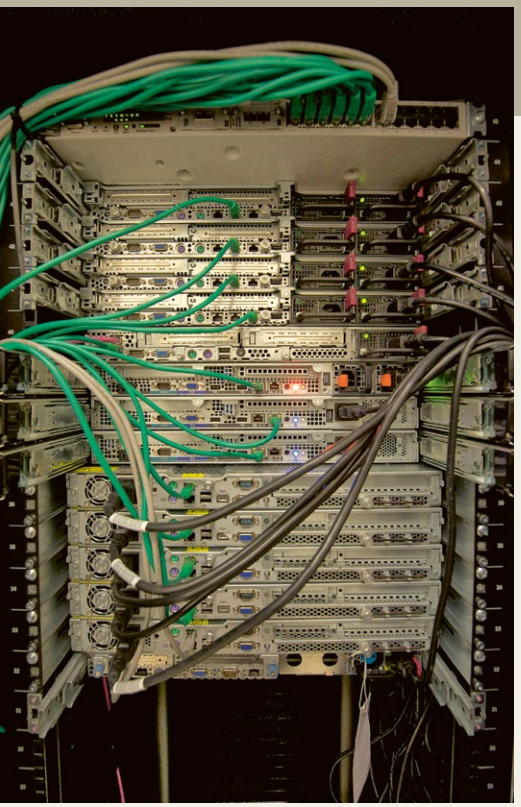
durch das GWZO. Dessen Buch »Slovensko v 20. Storočí« [Die Slowakei im 20. Jahrhundert] von 1968/1998 lobte Botschafter Korčok sehr. Korčok wirkte zu Beginn des 21. Jahrhunderts selbst als slowakischer Botschafter in den USA, bei der EU, sowie als Außenminister. 2023 trat er als parteiloser »Bürgerkandidat« bei den Präsidentschaftswahlen an, war nach dem ersten Wahlgang mit 42,5% vorn, unterlag aber in der Stichwahl.

2001

Seit 1998 bearbeitete Babette Ludowici am GWZO die Funde und Befunde der Ausgrabungen, die Ernst Nickel (1902–1989) zwischen 1959 und 1968 auf dem Magdeburger Domplatz vornahm und bei denen er die Überreste des Palastes Ottos des Großen (912–973) aufgefunden zu haben glaubte. Um die für die Datierung der einzelnen stratigraphischen Schichten wichtigen Keramikfragmente besser einschätzen zu können, lud Frau Ludowici am 18./19. Juni 2001 24 Archäolog*innen aus Regionen zwischen Westfalen und Großpolen und Ostholstein und Böhmen ins GWZO ein, um vor den Scherben und ganzen Gefäßen Eigenarten der Herstellung, Magerung, Verzierung, Qualität, Verbreitung und Datierung der jeweiligen Keramiktypen zu diskutieren. Die Ergebnisse wurden in einem Reader zusammengefasst. Babette Ludowici konnte am Ende ihrer Forschungen feststellen, dass es sich bei den vermeintlichen Überresten der Magdeburger Königspfalz um die Spuren einer monumentalen Kirchenanlage gehandelt hat. Am 18. November 2024 ist Babette Ludowici viel zu früh gestorben.

2000

Bei der Gründung des GWZO 1995 in Berlin und der Wahl des Standorts in Leipzig spielten die langen Forschungstraditionen der Leipziger Universität zum östlichen Europa eine entscheidende Rolle. In dem bald nach dem Umzug nach Leipzig abgeschlossenen Kooperationsvertrag zwischen dem GWZO und der Universität Leipzig wurden die gemeinsame Berufung der Direktor*innen, die Beteiligung von GWZO-Mitarbeiter*innen an der universitären Lehre sowie die Unterstützung der Universität in infrastrukturellen Fragen festgelegt. Das GWZO nutzte diese Zusammenarbeit in vielfältiger Weise, unter anderem beim »Campustag« der Universität Leipzig. Ziel dieser Veranstaltung war es, der Öffentlichkeit die Universität Leipzig mit ihren Fakultäten und Partnern vorzustellen. Im Jahr 2000 präsentierte sich das GWZO auf der Grimmaischen Straße mit typischen Themen wie »Deutsche und Slawen: Die Nachbarn«, »Highlights der Kunst im Osten Europas« und »Ostmitteleuropa: Mythen – Metropolen – Adelskultur«.



1999/2000

Am Anfang verfügte das GWZO über einzelne 486er Rechner. Eine Computerkommission beriet über die Verteilung der raren Pentium-Computer in den verschiedenen Projekten. Datensicherung und Vernetzung waren ein großes Problem. Schließlich wurde ein Server beschafft mit vielen Strippen und bunten Lichtern, mit Magnetbandsicherungskassetten, die täglich ausgetauscht werden mussten. Für viele Arbeitsbereiche war diese Neuerung ein großer Gewinn. Die Bibliothek musste nicht mehr die an Einzelarbeitsplätzen erstellten Daten auf Floppy-Disks sichern und täglich in einem Datenpool zusammenspielen. Alle Mitarbeiter*innen konnten nun vom Arbeitsplatz auf den aktuellen Bestandskatalog der Bibliothek zugreifen. Auch konnte mit den Superspeichern der mobilen ZIP-Laufwerke (100 MB!!!) sparsamer umgegangen werden, ein erstes Sicherungskonzept für den Datenschutz war implementiert. Nur einmal fiel der Server aus: Ein zum Stromsparen gemahnter Kollege knipste eines Nachts die bunten Lichter aus.

1997

Versuch über eine Legende – Legende über einen Versuch Die Weihnachtsfeiern des GWZO in der Luppenstraße sind legendär. / Die Luppenstraßen des GWZO in der Weihnachtsfeier sind legendär. / Die Legende des GWZO in der Luppenstraße ist eine Weihnachtsfeier. / Das GWZO der Weihnachtsfeier in der Legende ist eine Luppenstraße. / Die Legende der Luppenstraße in der Weihnachtsfeier ist ein GWZO. / Die Weihnachtsfeiern der Luppenstraße im GWZO sind legendär. / Das GWZO der Legende in der Weihnachtsfeier ist eine Luppenstraße. / Die Legende der Weihnachtsfeiern in der Luppenstraße ist ein GWZO. / Die Weihnachtslegenden des GWZO in der Feierluppe sind eine Straße. / Die Straßenlegenden der Weihnachtsfeier sind in der Luppe. / Die Luppenfeier in der Straßennacht ist geweiht. [ad notam: *Hier fehlt die Legende, aber dafür geweiht!]* / Die Weihnachtsluppe in der Legendenstraße ist eine Feier. / Die Luppenlegende in der Weihnachtsstraße ist eine Feier. / Die Legendenstraße im GWZO feiert nachts die Luppe. / Die Feierlegende des GWZO weihnachtet in der Luppenstraße. / Die Weihnachtsfeiern des GWZO in der Luppenstraße sind eine Legende.

1996

Am 3. Juni 1996 trat das GWZO mit dem Kolloquium »Ostmitteleuropa – Begriff und Struktur« ins wissenschaftliche Leben. Prof. Dr. Hans-Joachim Meyer, Sächsischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, eröffnete das Zentrum. Das Foto zeigt ihn mit nach oben gerichtetem Blick. In der Linken hält er seine Ansprache, die er so begann: »In einer Zeit, in der die Wissenschaft weithin als das zu zertrümmernde Sparschwein der Nation gilt, hat ein Ereignis wie das heute Seltenheitswert.« Der Wissenschaftsrat habe, so Meyer weiter, »mit der Wahl des thematischen Komplexes Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas und der Empfehlung, Leipzig als Ort eines solchen Zentrums vorzuschlagen, sowohl für das jetzt und zukünftig wissenschaftlich Bedeutsame und Förderungswürdige« den Grundstein gelegt, um MPG und DFG zum »Eintreten« zu bewegen. Ohne dies, so der 2024 verstorbene Meyer, »wäre eine der wenigen wissenschaftspolitischen Neuerungen, die uns die Einheit brachte, am Ende doch noch den Bach heruntergegangen.«

geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeiter*innen oder Gästen zurück, auf Vorträge, Monografien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

Verflechtungsgeschichte am GWZO – Das östliche Europa global

Der Mittelalter- und Umwelthistoriker Martin Bauch und die zur neuesten Geschichte forschende Globalhistorikerin Katja Castryck leiten ein Team von Kolleg*innen, mit dem sie gemeinsam die weltweiten Verflechtungen des östlichen Europa in epochenübergreifender Perspektive am GWZO untersuchen und in die universitäre Lehre einbringen

Martin Bauch und Katja Castryck

IKEA ist wahrlich eine globale Marke: Die Produkte des Möbelhauses schwedischen Ursprungs werden weltweit vertrieben und gekauft und prägen die Ästhetik etwa von Touristenappartments, die man über Plattformen wie Airbnb an fast jedem Ort der Welt mieten kann. Neben allseits bekannten Regalen oder Lampenschirmen sind es günstige und haltbare Geschirrartikel wie das dickwandige, geriffelte Trinkglas Vardagen, mit denen vermutlich bereits Millionen Menschen Kontakt hatten.

Der Geograph und Globalhistoriker Martin Müller hat darauf hingewiesen, dass das simple, robuste und zugleich ansprechende Design dieses Gläsertyps keineswegs aus Schweden kommt, sondern auf einen Entwurf der sowjetischen Gestalterin Vera Muchina (1889–1953) zurückgeht, die 1943 erstmals ein entsprechendes Glas entwarf. Vor dem globalen Erfolg über IKEA war dieses *granënyj stakan* genannte Trinkgefäß im staatssozialistischen Osteuropa weit verbreitet. Bis zu 600 Mio. Stück wurden seit dem Ende des 2. Weltkriegs produziert und in der ganzen Region vertrieben. Mit dem Umbruch von 1989 begann seine globale Verbreitung unter schwedischer Flagge. Und das verwandte Trinkglas Pokal, aus dem unzählige Menschen ihren Latte Macchiato getrunken haben dürften, ließ IKEA noch viele Jahre nach Ende des real existierenden Sozialismus in Russland herstellen.[1] Diese Objekte sind ein wunderbares Beispiel für die Verflechtungsgeschichte des östlichen Europa und seine Beziehungen zu anderen Teilen der Welt.

Eine global eingebettete Geschichte des östlichen Europa gehört als epochenübergreifendes Profil zum Forschungsprogramm des GWZO. Die 2022 etablierte Arbeitsgruppe (AG) Globalgeschichte erarbeitet im interdisziplinären Austausch Forschungsperspektiven auf die jahrhundertelangen Interaktionen der Region mit anderen Weltregionen. Dabei werden die Verflechtungen in ihrer spezifischen zeitlichen und räumlichen Reichweite untersucht, um sich von starren Epochengrenzen und festgelegten Betrachtungsräumen zu lösen. Dies ermöglicht eine differenzierte und umfassende Betrachtung der Region im globalen Kontext.

Im Jahr 2023 konzentrierte sich die Arbeit auf die Konzeption eines Forschungsseminars für

Abb. 1 Zeitzer Weltkarte (Mappa mundi Cicensis), ca 1470. Der Ausschnitt der gesüdeten Karte zeigt das östliche Europa zwischen Schwarzem Meer, Ostsee und Mittelmeer.

Doktorand*innen, das im Rahmen der Graduate School Global and Area Studies (GSGAS) der Universität Leipzig angeboten wird. Dieses Seminar bietet eine Einführung in das Studienprogramm der GSGAS, indem es das östliche Europa als eine in Geschichte und Gegenwart transnational, transregional und global vernetzte Weltregion vorstellt. Es zielt darauf ab, Doktorand*innen, die zum östlichen Europa forschen, einen thematisch und methodisch breit gefächerten Einblick in die aktuelle Forschung zu geben und zugleich konzeptionelle Ansätze und laufende Debatten vorzustellen, die auch für die Beschäftigung mit anderen Regionen und Teilen der Welt inspirierend sein können. Zwölf Wissenschaftler*innen aus allen Forschungsabteilungen des GWZO erarbeiteten im Sommersemester 2023 zusammen mit den Leiter*innen der AG ein vielfältiges Seminarprogramm zum östlichen Europa in seinen globalen Verflechtungen. Disziplinär waren neben Historiker*innen auch Kunsthistoriker*innen und Literaturwissenschaftler*innen beteiligt. In sechs Arbeitstreffen wurden die Einführungs- und Vertiefungsliteratur sowie die zentralen Vermittlungsziele der einzelnen Seminarsitzungen gemeinsam diskutiert und aufeinander abgestimmt. Im Wintersemester 2023/2024 wurde die Lehrveranstaltung erstmals angeboten und von 13 Doktorand*innen besucht, die anschließend zu einer sehr positiven Evaluierung kamen.

Thematisch deckte das Seminar ein breites Spektrum ab: von Dimensionen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte über historische Entwicklungen des Völkerrechts, Erinnerungsgeschichte und (Zwangs-) Migration, Unfreiheit bis hin zu Literatur und globaler Kunstgeschichte, archäologischen Beiträgen und Umweltgeschichte. Diese Themen sind durch einen epochenübergreifenden Ansatz und ein dem *spatial turn* verpflichtetes Verständnis von »global« verbunden. Der epochenübergreifende Ansatz stellt Phänomene der langen Dauer und den Wandel über die Jahrhunderte in den Mittelpunkt, sodass sich die Konnektivität der Akteure und Gesellschaften im östlichen Europa im Kontext einer jahrhundertelangen Geschichte von Austausch und Interaktion verstehen lässt. Dabei leitet ein analytisches Verständnis von Globalität, dass nicht nur weltumspannende Prozesse betrachtet, sondern die unterschiedlichen Reichweiten von Verflechtungsdynamiken (von translokalen bis transregionalen, von transkulturellen bis transimperialen) sichtbar macht.[2] So ergibt sich eine tiefgehende Einsicht in die kontinuierliche und wechselnde Verflochtenheit des östlichen Europa mit anderen Weltregionen und innerhalb Europas.

Knapp lässt sich dies am Thema der Unfreiheit anschaulich machen. Seit über 1.000 Jahren war das östliche Europa eine Region, in der Menschen versklavt und dann über große Distanzen gehandelt wurden, wie etwa schon aus der ersten Beschreibung Prags im Reisebericht des muslimischen Gesandten Ibrahim ibn Yaqub (Lebensdaten unbekannt) hervorgeht, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts entstand. Nicht

nur wenige, archäologisch erschlossene Metallfesseln deuten auf diesen frühen Sklavenhandel hin, vielmehr sind es vor allem Silbermünzen muslimischer Prägestätten, sowohl von der iberischen Halbinsel wie aus dem Nahen Osten, die weitreichende Handelsbeziehungen nahelegen. Neuere Forschungen betonen aber auch die Rolle, die Machthaber im östlichen Europa im Sklavenhandel spielten und bringen sogar den Aufstieg der späteren Reiche Böhmen und Polen mit den Profiten und demographischen Effekten aus diesem Sklavenhandel in Zusammenhang.[3] Ähnlich differenziert ist die Rolle des östlichen Europa in den folgenden Jahrhunderten zu betrachten: Vermehrt wurde der Schwarzmeerraum zur Drehscheibe des Sklavenhandels von und mit Christen, Muslimen und Mongolen im späten Mittelalter.[4] Diese ambivalente Rolle der Region – als Herkunftsraum unfreier Menschen und als Profiteurin desselben Phänomens – kann bis ins 20. Jahrhundert nachvollzogen werden. Zu den bekannten Beispielen zählt der Handel mit meist jüdischen Mädchen und Frauen durch die Zuhälterorganisation Cwi Migdał.[5] Unfreie Arbeit gab es im östlichen Europa in vielen Formen, die Leibeigenschaft in Russland und die Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs werden dabei zunehmend in globaler Perspektive erforscht. So eignet sich das Phänomen der Unfreiheit, um Verflechtungen des östlichen Europa mit anderen Teilen des Kontinents, dem Mittelmeerraum, dem Nahen Osten und Zentralasien, später sogar mit Südamerika quer durch die Epochen nachzuvollziehen.

Das Seminar zielte auch darauf ab, die Teilnehmer*innen zu einer Reflexion von Vokabular und theoretischen Vorannahmen auch in ihren eigenen Arbeiten anzuregen. Dabei wird besonders darauf geachtet, die Historizität von Begriffen zu verdeutlichen und verbreitete normative Annahmen über das östliche Europa zu problematisieren. So soll ein Verständnis vom östlichen Europa als einer Region gefördert werden, deren Akteur*innen sich nicht erst in der jüngsten Geschichte, sondern über die Epochen hinweg global vernetzt und verbunden haben. Mit diesem Seminar trägt das GWZO dazu bei, die chronologisch-geographischen Schwerpunkte in den Dissertationen der Teilnehmer*innen in einen breiteren Kontext einzubetten und die Forschungsregion weiter im Studienprogramm der GSGAS zu verankern. Zugleich wird zur Vermittlung des Wissens aus der

Abb. 2 Eiserne Fesseln aus dem 11./12. Jahrhundert als archäologischer Fund aus dem slawischen Burgwall Neu Nieköhr bei Rostock – sie könnten für Sklaven, aber auch sonstige Gefangene verwendet worden sein.

Abb. 3 Grabungsfund von Silbermünzen aus Nordafrika und Bagdad bei Anklam, Vorpommern

Der Mittelalterhistoriker **Martin Bauch** forscht seit 2017 am GWZO zur Klima-, Seuchen- und Umweltgeschichte. Über die globalen Einflüsse vormoderner Extremereignisse wie z.B. Vulkanausbrüche, aber auch über transregionalen Handel von Nahrungsmitteln kam er zu einer Globalgeschichte des Mittelalters, die sich nicht nur an Marco Polo und Missionaren orientieren möchte, sondern Verflechtungen von sozialer und natürlicher Welt in den Blick nimmt. **Katja Castryck** erforscht die Geschichte internationaler Organisationen im 19. und 20. Jahrhundert mit Blick auf die prägende Rolle von Akteur*innen aus dem ostmitteleuropäischen Raum. Anhand von globalen Herausforderungen wie Epidemien und öffentliche Gesundheit, faire Bedingungen im Welthandel und nukleare Abrüstung rekonstruiert sie internationale Transfers und Zirkulationen von Erfahrungen, Wissen und politischen Konzepten aus der Region und schreibt damit Ostmitteleuropa in die Globalgeschichte ein.

Forschung zum östlichen Europa in andere Regionalstudien beigetragen. Das Forschungsseminar bietet auch eine wertvolle Plattform für den interdisziplinären Austausch und die Vernetzung von Doktorand*innen, die sich mit dem östlichen Europa und dessen globalen Verflechtungen beschäftigen. Durch die Teilnahme am Seminar erhalten die Doktorand*innen nicht nur einen umfassenden Einblick in die aktuellen Forschungsthemen und -methoden, sondern auch die Möglichkeit, ihre eigenen Forschungsprojekte im Kontext globaler und transregionaler Dynamiken zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Die im Seminar behandelten Themen und Ansätze können auch für die Beschäftigung mit anderen Regionen und historischen Kontexten inspirierend sein und tragen dazu bei, die Forschung zum östlichen Europa in einen breiteren wissenschaftlichen Diskurs zu integrieren.

Mit dem erfolgreichen Beginn des Forschungsseminars im Wintersemester 2023/24 und der positiven Resonanz der Teilnehmer*innen hat das GWZO einen wichtigen Schritt zur Weiterentwicklung der globalen Osteuropaforschung und zur Stärkung der GSGAS der Universität Leipzig gemacht. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit und der intensive Austausch im Rahmen des Seminars haben gezeigt, wie fruchtbar und bereichernd eine globale und verflechtungsgeschichtliche Perspektive für die Erforschung des östlichen Europa sein kann. Sie fördert nicht nur die Vernetzung und den Austausch zwischen verschiedenen Forschungsbereichen, sondern auch die Weiterentwicklung und Vertiefung der globalen und transregionalen Perspektiven in der Geschichtswissenschaft. Mit Blick auf die Zukunft plant die AG Globalgeschichte, das Seminar auszubauen. So könnte ein Schreibworkshop ebenso integriert werden wie die begonnene Beschäftigung mit der transepochalen und transregionalen Geschichte von Epidemien.[6]

Die Arbeit der vergangenen zwei Jahre und das erfolgreiche Forschungsseminar haben verdeutlicht, wie wichtig und bereichernd eine globale und verflechtungsgeschichtliche Perspektive für die Erforschung des östlichen Europa ist, gerade weil Studien mit diesem regionalen Fokus oft gegenwartsorientiert und auf binnenregionale Dynamiken fokussiert sind. Die Geschichten der Region und die Geschichten der Welt waren engstens miteinander verflochten, haben sich wechselseitig geprägt. Auch die Entwicklungen in der Gegenwart verstehen wir wohl nur dann umfassend, wenn wir das östliche Europa als eine global geprägte und global prägende Region begreifen. Der Mediävist, Islamwissenschaftler und Globalhistoriker Marshall Hodgson hatte bereits vor einem halben Jahrhundert dazu aufgerufen, »[to study] interregional configurations of interrelated things«, denn: »No region or period of human life has, in the long run, been so isolated that it has not had its effects in turn on the rest of us.«[7] In diesem Sinne entdeckt die laufende Forschung die Fülle der globalen Beziehungen des östlichen Europa[8] und es ist uns in der AG Globalgeschichte ein Vergnügen, daran teilzunehmen und die neuen Perspektiven in der Lehre zu vermitteln.

Abb. 4 Sowjetisches Trinkglas *Granënyj stakan*, ca. 1943

1 Müller, Martin: In Search of the Global East. Thinking between North and South. In: Geopolitics 25/3 (2020), 734–755, DOI: 10.1080/14650045.2018.1477757; siehe zu Müller u.a.: Sendhardt, Bastian: Polen und der Globale Osten. In: Jahrbuch Polen 34 (2023), 31–38; Kraft, Claudia: East Central Europe as a Historical and Conceptual Space. On the Production of Knowledge from an (Historical) Area Studies Perspective. In: Huigen, Siegfried/Kołodziejczyk, Dorota (Hg.): East Central Europe between the Colonial and the Postcolonial in the Twentieth Century. Cham 2023, 35–55.

2 Castryck-Naumann, Katja (Hg.), Transregional Connections in the History of East Central Europe. Berlin 2021; konkretisiert werden kann dies z.B. an der umwelthistorischen Kontextualisierung des Getreidehandels vom Ostseeraum bis nach England, vgl. Bauch, Martin: The Double-Headed Eagle, Richard of Cornwall, and Grain from Almaine: Reconfigurations of Rulership during the Famine of 1256–58 in the Wake of the Samalas Eruption. In: De Medio Aevo 13/1 (2024), 51–62. https://doi.org/10.5209/dmae.93341.

3 Jankowiak, Marek: Tracing the Saqaliba: Slave Trade and the Archaeology of the Slavic Lands in the Tenth Century. In: Biermann, Felix/Jankowiak, Marek (Hg.): The Archaeology of Slavery in Early Medieval Northern Europe: The Invisible Commodity. Cham 2021, 161–181.

4 Barker, Hannah: Slavery in the Black Sea Region. In: Pargas, Damian A./Schiel, Juliane (Hg.): The Palgrave Handbook of Global Slavery throughout History. Cham 2023, 159–178.

5 Esch, Michael: Flucht, Zwangsumsiedlung, Verrechtlichung. Migration in und aus dem östlichen Europa 1918–1949. In: Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas, Bd. 2 (in Vorbereitung); Glickman, Nora: The Jewish White Slave Trade and the Untold Story of Raquel Liberman. London 1999; Becker, Peter: Von Jamnica nach Kapstadt und Buenos Aires. Anna Königsberg und der Mädchenhandel in der Habsburgermonarchie. In: Mettauer, Philipp/Staudinger, Barbara (Hg.): »Ostjuden«. Geschichte und Mythos. Innsbruck 2014.

6 Erste Ansätze am Beispiel der spätmittelalterlichen Pestpandemie bei Bauch, Martin/Oertel, Christian: Late Medieval Plague Waves in Eastern Germany and Bohemia. Combining Narrative, Administrative, Epigraphic and Pictorial Sources with Quantitative Approaches. In: Historical Studies on Central Europe 4/1 (2024), 27–64. https://doi.org/10.47074/HSCE.2024-1.03. Im Februar 2023 organisierte die AG gemeinsam mit Kolleg*innen der Université Catholique de Louvain einen Workshop zu »Epidemics in History. Perspectives across Regions and Times«.

7 Hodgson, Marshall G. S.: Rethinking World History. Essays on Europe, Islam, and World History. Cambridge (UK), 1993, 75.

8 Siehe u.a. die spannende tausendjährige Geschichte des Islam im östlichen Europa, die Zaur Gasimov im Rahmen eines Lehrbuchs zu globalen Perspektiven auf das östliche Europa erzählt, an dem Kolleg*innen aus der AG Globalgeschichte mitgeschrieben haben: Ben-Nun, Gilad/Castryck-Naumann, Katja/Dallywater, Lena (Hg.): Globalizing Eastern Europe. Politics, Culture and Economics from the 18th to the 21st Century. London 2025.

Anwesend und abwesend in den Archiven

Die Suche nach Hedda Sterne und ihrer Familie

Alexandra Chiriac

Am 27. Oktober 1941 kam die jüdische Künstlerin Hedda Sterne (1910–2011) nach einer beschwerlichen Reise durch Europa und über den Atlantik in New York an. Sie war drei Wochen zuvor aus ihrem Geburtsland Rumänien geflohen. Hier in den Vereinigten Staaten, ihrer späteren Wahlheimat, begann ihre äußerst erfolgreiche und produktive künstlerische Karriere, die bis zu ihrem Tod im Jahr 2011 andauerte. In den ersten Jahren ihrer Laufbahn knüpfte sie Kontakte mit surrealistischen Künstler*innen. So wurde sie in die einflussreiche, von André Breton (1896–1966) und Marcel Duchamp (1887–1968) kuratierte Ausstellung »First Papers of Surrealism« aufgenommen und konnte sich auf die Unterstützung von Peggy Guggenheim (1898–1979) verlassen. Später erlangte Sterne als Teil der aufstrebenden Generation amerikanischer abstrakter Künstler*innen Bekanntheit und war die erste Malerin, die von der einflussreichen Betty Parsons Gallery vertreten wurde. Sie stellte neben einigen der bekanntesten Persönlichkeiten dieser Ära aus, darunter Mark Rothko (1903–1970), Barnett Newman (1905–1970) und Jackson Pollock (1912–1956). Ihr Werk gewann in den letzten Jahren zunehmend an Aufmerksamkeit und ist in Museumssammlungen und Ausstellungen auf der ganzen Welt, vom Metropolitan Museum of Art in New York bis zur Biennale in Venedig, vertreten.

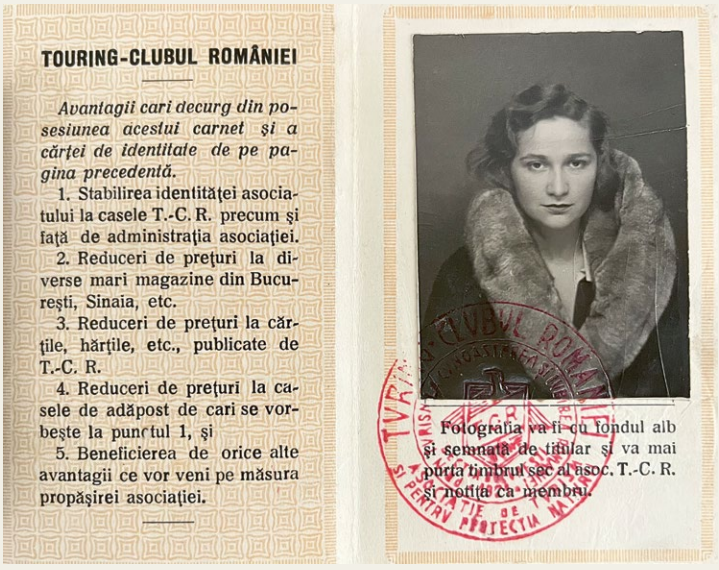
Im Jahr 2023 war ich Stipendiatin der Hedda-Sterne-Stiftung und hatte die Aufgabe, das Leben Sternes in Rumänien zu erforschen. Die 1910 in Bukarest geborene Schriftstellerin war zum Zeitpunkt ihrer Emigration bereits über 30 Jahre alt. Über ihr Familienleben und ihre künstlerischen Anfänge war allerdings nur wenig bekannt. Da sie vor dem Antisemitismus und den Repressionen im Rumänien der Kriegszeit geflohen war, sprach sie nur ungern über diesen früheren Lebensabschnitt, den sie erst nach ihrer Ankunft in New York Anfang der 1940er Jahre in der Serie »Memories of Romania« künstlerisch dokumentierte.

Abb. 1 Konstruktivistisches Porträt Hedda Sternes von Victor Brauner, abgedruckt in der Avantgardezeitschrift 75HP, Nr. 1, Oktober 1924.

Archivalische Abwesenheit: Die Kluft zwischen den Geschlechtern

Mit dem Fortgang meiner Forschung wurde deutlich, dass es sehr viel schwieriger sein würde, Sternes frühes Leben zu rekonstruieren als das ihrer männlichen Verwandten oder ihrer Zeitgenossen in der Avantgarde. Als junge Frau aus einer bürgerlichen jüdischen Familie blieb sie zunächst in der privaten Sphäre im Haus ihrer Familie. Später teilte sie mit dem Geschäftsmann Fritz Stern, ihrem ersten Ehemann, eine Wohnung (in den Vereinigten Staaten änderte sie ihren Nachnamen in Sterne). Hedda Sternes Geburtsname lautete Hedwig Lindenberg. In Unterlagen aus dem Archiv wird ihre Ausbildung detailliert beschrieben, etwa die Schulzeit (1922–1928), die sie an der Choisy-Mangâru-Schule für junge Damen (Institutul de domnișoare Choisy-Mangâru) in Bukarest verbrachte, die Zeit (1929–1931), in der sie an der Universität Bukarest Seminare in Philosophie, Ästhetik und Psychologie besuchte, oder der Winter 1929, als sie Gaststudentin an der Kunstgewerbeschule in Wien war.[1] Zwar sind Informationen über ihre Studienfächer oder gar Teilnahmebestätigungen nützlich, geben jedoch kaum Einblick in den Alltag der jungen Hedda. Viele Zusammenhänge zu ihrem künstlerischen Umfeld sind derzeit nur schwer zu ermitteln. Das größte und zugleich faszinierendste Rätsel ist ihre frühe Einführung in Kreise der Avantgarde. Victor Brauner (1903–1966), später prominentes Mitglied der surrealistischen Bewegung, platzierte ein abstraktes Porträt der jugendlichen Sterne auf dem Umschlag des Katalogs für seine erste Einzelausstellung, die 1924 in Bukarest stattfand. Sternes erste Einzelausstellung fand im Februar 1936 statt und verschaffte ihr durch die zahlreichen Besprechungen ihres Werkes in der Presse Zugang zu einem breiten Publikum. Ihre Arbeiten wurden von der Öffentlichkeit und in der Kunstwelt positiv aufgenommen. Obwohl es sich um ein Debüt handelte, unterstrich die Kritik Sternes künstlerische Reife und erklärte die Ausstellung zu einer »Offenbarung« und einem »Sieg der Plastik« und hob ihre Anwendung komplexer Herstellungstechniken hervor.[2] Die Ausstellung umfasste vor allem kleinformatige skulpturale Werke, die menschliche Figuren aus Terrakotta, Ton und Bronze darstellten und sich von ihrem späteren Werk in der surrealistischen und später abstrakten Malerei unterschieden.

Die Freundschaft mit der Künstlerin Medi Wechsler-Dinu (1909–2016), die in Rumänien blieb und persönliche Dokumente und Erinnerungsstücke aufbewahrte, die Sterne nicht ins Exil mitnehmen konnte, gibt einen guten Einblick in Sternes Leben. Diese Materialien, die sich heute in einer Privatsammlung befinden, bieten einen Einblick in das Leben der beiden jungen Frauen, ihre künstlerischen Aktivitäten und ihr Umfeld. Sterne genoss Reisen und andere Beschäftigungen in ihrer Freizeit und war auch Mitglied des Touring Club Romania (T.C.R.), der den Tourismus und die Wertschätzung der Natur förderte. Das Foto in ihrer Mitgliedskarte zeigt Hedda Sterne als stilvolle junge Frau mit modischem Bubikopf und einer großen Pelzstola. In den von Wechsler aufbewahrten Fotoalben sind die beiden jungen Frauen und ihre Freundinnen zu sehen, wie sie in komischer Haltung posieren und die gesellschaftliche Freiheit und die Freizeitgestaltung der Zwischenkriegszeit erleben: Sie besuchten das neu eröffnete künstliche Wellenbad im Hotel Lido, machten Wanderungen, Picknicks und Wintersport in verschiedenen Gebirgsorten und verbrachten den Sommer beim Malen in der Küstenstadt Balcic, einem Lieblingsort der rumänischen Künstlergemeinde in der Zwischenkriegszeit.[3] Postkarten, die Sterne an Wechsler schickte, kamen auch


TOURING-CLUBUL ROMÂNIEI

Avantagii cari decurg din posesiunea acestui carnet și a cărței de identitate de pe pagina precedentă.

1. Stabilirea identității asociatului la casele T.-C. R. precum și față de administrația asociației.
2. Reduceri de prețuri la diverse mari magazine din București, Sinaia, etc.
3. Reduceri de prețuri la cărțile, hărțile, etc., publicate de T.-C. R.
4. Reduceri de prețuri la casele de adăpost de cari se vorbește la punctul 1, și
5. Beneficierea de orice alte avantagii ce vor veni pe măsura propășirei asociației.

Fotografia va fi cu fondul alb și semnată de titular și va mai purta timbrul sec al asoc. T.-C. R. și notița ca membru.

Abb. 2 Hedda Sternes Mitgliedsausweis des Touring Club Romania

aus verschiedenen anderen Orten, an die sie mit Fritz geschäftlich oder zum Vergnügen reiste, wie Marienbad, Jerusalem oder Lugano.

Wechslers Nachlass enthält auch ihre eigene private Korrespondenz, insbesondere einen längeren Briefwechsel mit dem Bruder von Victor Brauner, dem Fotografen Theodore Brauner (1914–2000), der in den 1930er Jahren mehrere Jahre lang ihr Lebenspartner war. Auch wenn nur ein Teil dieser Korrespondenz Einzelheiten über Sternes eigene Aktivitäten enthält, bot sie mir einen sehr seltenen Einblick in das Privatleben einer jungen rumänischen Frau am Eintritt ins Erwachsenenleben, die ihre eigene künstlerische Entwicklung verhandelte und über ein neues Verständnis von Sexualität und Körper nachdachte. Wechslers Briefe an Theodore Brauner enthalten detaillierte Berichte über ihre Reisen, Überlegungen zu den künstlerischen Prozessen, die sie untersuchte, und Beschreibungen ihrer romantischen Gefühle und ihrer Sorgen. Die Briefe wurden oft von Aquarellzeichnungen begleitet, die eine Art visuelles Tagebuch von Wechslers Aktivitäten darstellten, z. B. die Sehenswürdigkeiten, die sie in Balcic besuchte, die Einheimischen, denen sie begegnete, sowie ein erwachendes Gefühl für ihren eigenen weiblichen Körper, dargestellt in der natürlichen Landschaft, für die sie sich interessierte. Aufgrund der oben beschriebenen Hürden und der Schwierigkeit, privates Material wie Briefe und Tagebücher ausfindig zu machen, die eine persönlichere Perspektive bieten könnten, liegt noch wenig Forschung zum Privatleben rumänischer Frauen in dieser Zeit vor. Die Briefe Wechslers sind eine bisher ungenutzte Quelle, die ein differenzierteres Verständnis der Freiheiten und Beschränkungen ermöglichen könnte, die das Leben junger Frauen dieser Zeit in der Stadt sowohl in ihrem häuslichen Umfeld als auch in der Freizeit bestimmten.

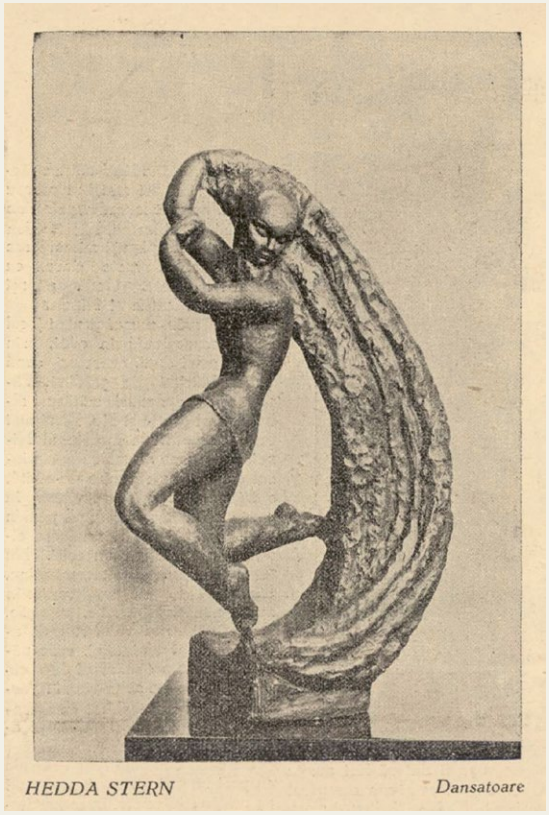


Abb. 3 Skulptur »Tänzerin«, ausgestellt in Hedda Sternes erster Einzelausstellung, Februar/März 1936, abgebildet in Vremea v. 3. April 1936.

Jüdischsein in Rumänien: Eine Familienerzählung

Während sich das Leben von Frauen wie Sterne und Wechsler hauptsächlich im privaten Bereich abspielte, stellt die Öffentlichkeit einen weiteren wichtigen Aspekt dar. Bei meinen Recherchen zu Sternes Familie in der damaligen Presse und in öffentlichen Archiven konnte ich eine facettenreiche Darstellung des jüdischen Lebens in Rumänien vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Jahre des Zweiten Weltkriegs finden. Die Familie Lindenberg hatte Verwandte, die in Wien und Bukarest in verschiedenen Geschäftszweigen tätig waren. Doch schon in den ersten Erwähnungen der Familie wurde die Unsicherheit ihres Lebens deutlich. 1897 gründete Aron Samuel Lindenberg, ein Onkel Hedda Sternes, sein Unternehmen für den Vertrieb von *Maibaumseife* (Maypole soap) in Rumänien, »einer neuen englischen Erfindung«, mit der man

Alexandra Chiriac ist Kunsthistorikerin und hat sich auf die Geschichte der Moderne des 20. Jahrhunderts mit den Schwerpunkten Design und Performance spezialisiert. 2024–2026 ist sie Alexander-von-Humboldt-Stipendiatin am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Sie hat an der University of St Andrews in Kunstgeschichte promoviert. Ihre Monographie »Performing Modernism: A Jewish Avant-Garde in Bukarest« erschien 2022 bei De Gruyter.

Abb. 4 Hedda Sterne, Ohne Titel, ca. 1943, aus den »Erinnerungen an Rumänien«

Fasern zu Hause färben konnte.[4] Ende desselben Jahres wurde das Lagerhaus, in dem er seine Waren lagerte, bei einem antisemitischen Angriff auf Gebäude in der Gegend zerstört. In den folgenden Jahren entwickelte sich das Gewerbe von Lindenberg in zwei Richtungen: Es entstanden ein sehr erfolgreiches Einzelhandelsunternehmen für Kinderspielzeug und ein Großhandelsunternehmen für den Vertrieb verschiedener pharmazeutischer und kosmetischer Produkte. Als Aron Samuel 1916 vorzeitig starb, hinterließ er ein beträchtliches Erbe, darunter Immobilien und Unternehmen in Rumänien und Österreich. Es kam zu Spannungen zwischen den Familienmitgliedern und sogar zu einem Rechtsstreit. Zu diesem Zeitpunkt übernahm Sternes Vater, Simion Lindenberg, das Großhandelsgeschäft und zog mit seiner Familie in ein Haus in der Stelea, das Aron Samuel gehört hatte. Dieses Haus und sein künstlerisches Umfeld tauchen in Sternes Erinnerungen gelegentlich auf, sowohl in den »Memory«-Zeichnungen aus den 1940er Jahren als auch in Interviews, die sie später über ihr Leben in Rumänien gab:

»Sie [der Onkel und die Tante] importierten Jugendstilarchitektur aus Wien – und so war das Haus auch. Reiner Jugendstil. […] Man kam dort in ein längliches Wohnzimmer. An den Wänden hingen Ruisdael und holländische Landschaften. Natürlich Reproduktionen. […] Und jedes Zimmer hatte entsprechende Bilder. Im Schlafzimmer gab es natürlich Wandteppiche mit Aktbildern. […] Es war wie ein Bukarester Haus. Es war wie ein sehr zivilisiertes – praktisch und tatsächlich – elegantes Haus, mit Türen aus geschliffenem Kristall, wissen Sie. Und leuchtend und schön. […] Und meine Tante war eine Sängerin, und es gab Hausmusik.«[5]

Aus Zeitungsberichten konnte ich weitere wichtige Daten im Leben der jungen Hedda ermitteln: Ihr Vater starb früh, im Januar 1924 nach einer unerwarteten und kurzen Krankheit. Kurz darauf übernahm ihre Mutter den pharmazeutisch-kosmetischen Großhandel und heiratete im Juni 1925 erneut. Ihr Gatte war ein Geschäftspartner der Firma.

Das Spielzeuggeschäft von Aron Samuel wurde ab etwa 1910 Filip Lindenberg, dem jüngsten der drei Brüder, anvertraut. Unter dem Namen Paradisul copiilor (Kinderparadies) wurde es zu einem festen Bestandteil des Bukarester Geschäftsviertels Lipscani. Das Geschäft wurde in allen großen Tageszeitungen beworben und sogar von Mitgliedern des rumänischen Königshauses besucht. Aufgrund seiner lokalen Prominenz hinter-

ließ Filip Lindenberg viele Spuren in den Archiven und wurde somit eher unerwartet zu einem meiner liebsten Forschungsobjekte. An ihm zeigten sich deutlich die Herausforderungen des Jüdischseins in Rumänien während dieser Zeit. Als Kunst- und Performancehistorikerin sind wirtschaftshistorische Archive meist nicht meine erste Anlaufstelle, doch im Fall von Filip Lindenberg entfalteten sie in den dortigen Dokumenten eine lebhafte Geschichte. Die Akten zu seinem Spielzeuggeschäft zeugen von einer jahrzehntelangen, beständigen Tätigkeit und Expertise, die ab den 1930er Jahren zunehmend unter Bedrohung stand. Als in dieser Zeit die antisemitische Gesetzgebung in Kraft trat, war Filip gezwungen, sein Unternehmen zu »rumänisieren« und einen höheren Prozentsatz Rumän*innen als Minderheiten bei sich zu beschäftigen. Ein weiteres Dokument belegt, dass jüdischen Aktionären 1941 ihre Firmenanteile entzogen und an »christliche rumänische Ethnien« übertragen wurden. Alle jüdischen Angestellten wurden entlassen.[6] In dieser Zeit kämpfte Filips Sohn Lyonel darum, das Erbe der Familie im Unternehmen zu erhalten, indem er eine Ausnahmeregelung in Anspruch nahm, nämlich Filips Status als rumänischer Kriegsveteran, der im Ersten Weltkrieg im Kampf verwundet und als Soldat ausgezeichnet wurde. Nach einem Gerichtsverfahren im Jahr 1942 gelang es Lyonel, die Enteignung einiger Grundstücke zu verhindern und seine Arbeit bei Paradisul copiilor fortzusetzen. Ich konnte bisher nicht herausfinden, was in den letzten Jahren vor seinem Tod im Jahr 1949 mit Filip selbst geschah. In einer eher bizarren posthumen Wendung interessierte sich die Geheimpolizei im sozialistischen Rumänien für Filip Lindenberg. Nachdem er in der Zwischenkriegszeit wegen seines Beitritts zum Freimaurerbund Redeșteptarea (Wiedererwachen) bereits zur Zielscheibe der Siguranța geworden war, wurde Filips Akte Mitte der 1960er Jahre von der Securitate erneut geöffnet.[7] Aufgrund einer Namensgleichheit wurde jedoch ein anderer, älterer Mann namens Filip Lindenberg beobachtet und festgestellt, dass er nur wenige Freunde hatte und sich »korrekt« benahm. Der Überwachungsapparat übersah, dass Hedda Sternes Onkel Filip Lindenberg, zu dem die Akte seinerzeit angelegt worden war, bereits rund fünfzehn Jahre tot war. Ich gebe zu, dass ich bei dieser Erkenntnis eine gewisse Genugtuung verspürte, weil ich wahrscheinlich die erste war, die diesen Irrtum erkannte, weil meine Forschung genauere Informationen zutage förderte als ein ganzer Staatsapparat dies konnte, der sich der Überwachung verschrieben hatte.

Gefahr und Emigration

Die Ursache für Hedda Sternes Ausreise aus Rumänien war die Gefährdung, der ihre gesamte Familie ausgesetzt war. Denn Filip und Lyonel Lindenberg waren nicht die einzigen, die ins Visier genommen

Abb. 5 (links) Hedda Sterne und Medi Wechsler, 1930er Jahre
Abb. 6 (rechts) Postkarten der befreundeten Künstlerinnen, 1930er Jahre

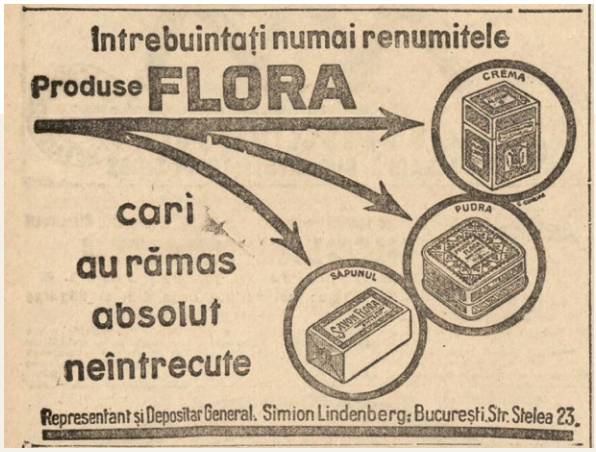


Abb. 7 Werbeanzeige für das Spielwarengeschäft »Paradisdul copiilor«, abgedruckt in Dimineața copiilor, Juni 1935.

Abb. 8 Werbeanzeige für Produkte der Firma »Flora«, vertrieben durch die Firma Simion Lindenberg, abgedruckt in Universul, April 1922.

wurden. Das Pharmavertriebsunternehmen, das Sternes Mutter Eugenia zusammen mit ihrem zweiten Ehemann leitete, wurde 1937 in der rechtsgerichteten Zeitschrift »Buna Vestire« wegen angeblicher betrügerischer Aktivitäten angeschwärzt. Im darauffolgenden Jahr war es Sternes Ehemann, der als einer der Leiter des Textilherstellers Textila Buhuși angegriffen wurde, weil er angeblich ein Monopol für die Versorgung des rumänischen Staates mit Uniformen für Post- und Bahnbedienstete geschaffen hatte. Fritz Stern, der zusammen mit mehreren seiner jüdischen Kollegen in der rechten Presse namentlich erwähnt wurde, war sich bewusst, dass er in Gefahr war, und arrangierte im Juni 1940 eine Geschäftsreise in die USA, kurz bevor Rumänien sich mit Nazideutschland verbündete. In New York angekommen, konnte er eine Aufenthaltsgenehmigung erwirken und nutzte seine Kontakte, um ein Visum für seine Frau Hedda Sterne zu erhalten, die sich noch in Bukarest aufhielt. Ihre Ausreise war dringend notwendig: Während des Bukarester Pogroms im Januar 1941 wurde auch Hedda zur Zielscheibe, vielleicht wegen ihrer Verbindung zu Fritz. Sie erinnerte sich später: »Es wurde […] eine Frage von Leben und Nicht-Tod. Ein furchtbarer Tod. Abscheulich. Ich entkam – ich hatte einen Freund, der eine beeindruckende Erscheinung war, ein Nicht-Jude, der die Nächte in meiner Wohnung verbrachte. Eines Nachts klopfte es […]. Und es gelang ihm, unter Einsatz seiner Körperkraft und weil er so ein guter Kerl war, sie abzuwehren. Er rettete mich. Am nächsten Morgen hörte ich, was mit den Leuten geschehen war, die abgeholt worden waren. Ich werde es Ihnen nicht erzählen, es ist zu schrecklich.«

Sternes Reisepass aus dieser Zeit offenbart das Sammelsurium an Genehmigungen und Visa, die sie benötigte, um schließlich an ihren Zielort zu gelangen. Ihre Route führte sie nach Budapest, Wien, München, Barcelona, Madrid und Lissabon, bevor sie am 17. Oktober 1941 das Passagierschiff »Exambion« bestieg und zehn Tage später in New York ankam. Ein neues Kapitel ihres Lebens sollte beginnen.

1 Diese Informationen stammen aus den Nationalarchiven Rumäniens, Sektion Stadtverwaltung Bukarests (Secție Serviciului Municipiului București al Arhivelor Naționale ale României), dem Archiv der Universität für angewandte Kunst Wien (Recherchen der Hedda-Sterne-Stiftung) und aus einer privaten Sammlung in Bukarest.

2 Vermont, Aida: »Prin expoziții«. In: Epoca v. 26. Februar 1936; Blazian, H.: »Plastica«. In: Adevărul literar și artistic v. 1. März 1936; Pomescu, A.: »Expoziția de sculptură Heda Stern«. In: Curentul v. 27. Februar 1936.

3 In der Zeit zwischen den Weltkriegen lag die Kleinstadt Balcic, bulgarisch Balčik, auf rumänischem Territorium. Sie gehört seit 1940 wieder zu Bulgarien. Sie ist heute ein beliebter Badeort an der bulgarischen Schwarzmeerküste.

4 Werbeanzeige in der Tageszeitung »Adevĕrul« (Bukarest), 14. April 1897.

5 Transkript des Gesprächs zwischen Hedda Sterne und Clare Nivola am 26. September 2005, S. 6, 12, Hedda-Sterne-Stiftung.

6 Dossier »Paradisul copiilor«, Nr. 796, Secție Serviciului Municipiului București al Arhivelor Naționale ale României – Nationalarchive Rumäniens, Sektion Stadtverwaltung Bukarests.

7 Dossier zu »Filip Lindenberg«, Ref.-Nr. I 503582, Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor Securității (C.N.S.A.S.) – Landesrat für das Studium der Securitate-Archive.

Nicht-Wissen als Programm

Alternative Geschichte im östlichen Europa

Karin Reichenbach und Timm Schönfelder

Mein Name ist Hase, ich verneine die Generalfragen, ich weiß von nichts!« Dieses geflügelte Wort, das auf einen Jurastudenten mit passendem Nachnamen aus dem 19. Jahrhundert zurückgehen soll, könnte ebenso als Credo der modernen Wissensgeschichte herhalten. Seit der Antike wissen wir, dass wir nichts wissen, oder zumindest, dass Erkenntnis ihre Tücken hat. Und mit dem Siegeszug postmoderner Autor*innen haben allumfassende Erklärungsansätze vollends ihre Gültigkeit verloren – wenn auch nicht ohne Empörung über ein »postfaktisches Zeitalter«.[1]

Nun fressen wissenschaftliche Revolutionen ihre Kinder. Wie können wir also aus dem Wust an gegensätzlichen erkenntnistheoretischen Positionen noch Erkenntnisse gewinnen? Dazu hat die hauseigene AG Wissen in den letzten Jahren eine Vielzahl an Zugängen diskutiert, von grundlegenden (teils proto-)wissenssoziologischen Texten (Ludwik Fleck, Thomas Kuhn, Pierre Bourdieu), über feministische und postkoloniale Interventionen, bis hin zu aktuellen Debatten um Emotionalität und Körperlichkeit. Als kreativer Zugang trat zuletzt das Gegenkonzept der *Agnotology* in den Mittelpunkt, das die Organisation von Un- oder Nicht-Wissen betrachtet, mit dem Erkenntnisse gezielt verschleiert oder verdrängt werden.

Entsprechend begann sich in den 1980er Jahren der amerikanische Wissenschaftssoziologe Robert Proctor mit der Frage zu beschäftigen, wie Wissenschaft *(science)* in oft perfider Manier missbraucht wird. Als prominente Übeltäter identifizierte er Tabakkonzerne und Vertreter der chemischen Industrie, die mit ihren Produkten Mensch und Umwelt vergifteten. Strategisch stützten sich diese, so Proctor, auf bisweilen fragwürdige und mitunter selbstfinanzierte Studien, um die Unbedenklichkeit ihrer Erzeugnisse zu unterstreichen.[2] Mithilfe des Neologismus *Agnotology* wollte er das wissenschaftliche wie gesellschaftliche Bewusstsein für eine »taktische Verwendung von Unwissenheit [*ignorance*] als Waffe«

Abb. 1 Jaume Plensa: Body of Knowledge (2010). Campus der Goethe-Universität, Frankfurt am Main

schärfen. Damit einhergehende Mechanismen, gab Proctor 2017 in einem Radiointerview weiter zu bedenken, seien auch in einer sonst gut gemeinten Debattenkultur verderblich: »If journalists think that the essence of every story has to have two sides, then basically you can end up balancing truth with lies. And so part of this is about responsible journalism where you have to realise that sometimes there is only one side, it's not a two-sided coin. And just to air equal time for one view that's true and one view that's fraudulent can lead the public into some kind of hopeless despair.«[3] Diese Aussage, die sich als Reflex auf die Auseinandersetzung über die »alternativen Fakten« der jungen ersten Trump-Regierung verstehen lässt, kategorisiert Wissen binär in Wahrheit oder Lüge. Agnotologisch gedachtes Unwissen betont allerdings auch die Kehrseite epistemischer Prozesse: Dort, wo Erkenntnis entsteht, verhandelt und verbreitet wird, werden andere Wissensbestände verdrängt, negiert oder verschwiegen. Das vielbeschworene postfaktische Zeitalter mit seiner sprunghaften Zunahme von Medien, Stimmen und Konversationsräumen bietet dafür eine Fülle an Beispielen. Alternative Geschichtsbilder, Verschwörungstheorien, Politsprache und Propaganda zeugen von Kämpfen um Deutungsmacht und Gewissheiten. Zwei Schlaglichter sollen dies veranschaulichen.

Alternatives Wissen als Propaganda. Russische Bedrohungsmythen in Kriegszeiten

Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine hat ein Schlachtfeld der Erinnerungspolitik eröffnet. In seinen Reden und Verlautbarungen präsentiert Vladimir Putin dabei Deutungen, die zur nationalen Mythenbildung beitragen sollen. Auf der Parade zum »Tag des Sieges« (*Den' Pobedy*) am 9. Mai 2024 auf dem Roten Platz in Moskau mahnte er nicht zum ersten Mal, man solle sich vor »Verzerrungen« der Geschichte in Acht nehmen: »Der Revanchismus, die Verhöhnung der Geschichte und der Wunsch, gegenwärtige Anhänger der Nazis zu rechtfertigen, sind Teil der allgemeinen Politik der westlichen Eliten, die darauf abzielt, immer mehr regionale Konflikte, interethnische und interreligiöse Feindseligkeiten zu schüren und souveräne, unabhängige Zentren der Entwicklung auf der Welt einzudämmen.«[4] Der Fixpunkt seiner Ideologie ist der Zweite Weltkrieg, genauer der »Große Vaterländische Krieg« gegen Hitlerdeutschland von 1941 bis 1945. Diese Verengung blendet die sowjetische Mitschuld an der Zerstörung im Rahmen des Hitler-Stalin-Paktes aus. Wer in Russland an den Inhalt des geheimen Zusatzprotokolls erinnert, in dem das östliche Europa bereits vor dem Überfall auf Polen 1939 unter den beiden Diktatoren aufgeteilt wurde, der kann wegen Geschichtsfälschung zu langen Gefängnisstrafen verurteilt werden.[5] Putin sagt dazu: »In den ersten drei langen und schwierigen Jahren des Großen Vaterländischen Krieges kämpften die Sowjetunion und alle Republiken der ehemaligen Sowjetunion praktisch eins zu eins gegen die Nazis, während praktisch ganz Europa für die militärische Stärke der Wehrmacht arbeitete.«[6] Eine solch eklatante Verzerrung historischer Fakten mit dem Ziel der Lagerbildung ist typisch für politische Propaganda. Dass Putin die Welt in ein »Wir« und ein »Sie«, in »Verbündete« und »Feinde« einteilt, ist nicht neu. Schon lange vor der Besetzung der Krim und von Teilen der Ostukraine 2014 suchte er auf diese Weise Allianzen zu schmieden, etwa im Kampf gegen den tschetschenischen Separatismus. In seiner Rede zur

Abb. 2 Subversive Kaffeetasse mit Aufdruck »Rambo erholt sich«

Die Archäologin und Historikerin **Karin Reichenbach** ist Postdoktorandin in der Abteilung Kultur und Imagination. Sie beschäftigt sich mit populären Geschichtszugängen und rechtsextremen Vereinnahmungen des Frühmittelalters. **Timm Schönfelder** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Mensch und Umwelt. Er forscht zur Geschichte der Jagd im östlichen Europa sowie zu Problemen der Nutzung natürlicher Ressourcen in Russland und der Sowjetunion.

Siegesparade 2004 setzte er diesen als Teil eines »internationalen Terrorismus«, der wie eine Seuche Tod und Zerstörung bringe, mit dem Faschismus gleich, während er die standhaften und tapferen Völker Russlands als Vertreter einer globalen Ordnungsmacht inszenierte.[7] Für kritische Beobachter des Regimes kommen seine jüngeren Äußerungen also keineswegs überraschend.

Putins eigene Geschichtsverzerrung hat Methode. Ein zentraler Punkt ist die Schuldumkehr, denn Russland verteidige sich gegen eine Bedrohung durch westliche Kräfte. Diese Rhetorik erinnert an die hellsichtige Beschreibung totalitärer Politsprache im Deutschland der 1930er Jahre durch den Soziologen Siegfried Kracauer (1889–1966). Für ihn war Zynismus ein prägendes Element von Propaganda. Wenn sie in Widersprüche geriet, so Kracauer, bemühte man sich ängstlich, diese zu verbergen und jeder, der diese Widersprüche aufdeckte, wurde – wie heutzutage in Russland – zum Schweigen gebracht. Er sieht eine spezifische Form der Lüge am Werk: Statt sich mit »kleinlichen Manövern« aufzuhalten, bezichtige man den Gegner eben der Pläne, Tendenzen und Handlungen, die man selber habe und begehe – oder gern begehen möchte. Dieses Manöver sei *Spiegelreflex* getauft worden.[8]

Auch Putins geopolitischer Anspruch ist total, wenn er Belarus und die Ukraine durch eine schräge Konstruktion der russischen Ethnogenese nicht nur als Bruderstaaten, sondern gar als »ein Volk« seinem Machtbereich unterordnet. Dass er im gleichen Atemzug anlässlich der Krimannexion am 18. März 2014 friedliche Demonstrierende des Euromaidan pauschal als Faschisten bezeichnete, war nur ein weiterer Schritt in seiner ideologischen Radikalisierung.[9] Angesichts des Rechtsrucks und der damit einhergehenden Putinversteherei in Westeuropa muss sich die historische Forschung umso entschlossener der Schaffung propagandistisch verzerrter Wissensbestände entgegenstellen.

Geschichtswissen als Metapolitik oder: Wie mit rechtsextremen Mittelalteraneignungen umgehen?

Welche Herausforderungen alternatives Wissen und seine politische Instrumentalisierung darstellen, lässt sich auch bei der auf den ersten Blick harmlosen Mittelalterbegeisterung zeigen. Das Mittelalter hat populärkulturell Konjunktur, denn ihm wird im Zuge des allgemeinen »Geschichtsbooms« zunehmend ein großer Erlebniswert zugesprochen.

Neue Formate und Medien versprechen »lebendige Geschichte« und bieten vielfältige Möglichkeiten der Beteiligung. Dennoch werden, wie der Blick auf Deutschland und Polen zeigt, in populären Auseinandersetzungen mit dem Mittelalter eher traditionelle, aus wissenschaftlicher Sicht veraltete Vorstellungen von frühgeschichtlichen Gesellschaften fortgeschrieben. Insbesondere werden diese verengend als homogene »Völker« und Fluchtpunkt nationaler Ursprünge aufgefasst. Ob auf Reenactment-Festivals, bei Folk-Konzerten oder auf neuheidnischen Festen –

Abb. 3 Nachbau eines slawisch-heidnischen Tempels. Centrum Słowian i Wikingów, Wolin 2022

Abb. 4 Reenactor mit Runentattoo »warrior of truth« beim Slawen- und Wikingerfestival in Wolin 2017

zumeist wird das Mittelalter als eigene glorreiche und heldenhafte Geschichte zelebriert, die zwanglos auch als Projektionsfolie für rechtsextremes Geschichtsbewusstsein fungiert. So verwundert es nicht, dass sich daraus vielfältige Verzahnungen mit rechten Strömungen nachweisen lassen und etwa die neuheidnisch geprägte extreme Rechte im Polen der Jahrtausendwende hier ein metapolitisches Aktionsfeld sah.[10]

Als ein vor allem durch die Nouvelle Droite etabliertes Konzept soll Metapolitik als Kulturkampf das gesellschaftliche Bewusstsein beeinflussen, um die politische Machterweiterung der radikalen Rechten vorzubereiten.[11] Auch wenn dabei oft die jüngere Geschichte im Fokus steht, hat das Mittelalter eine besondere Relevanz. Gerade die Frühzeit wird nicht nur als ethnizistische Abstammungserzählung aufgerufen, sondern auch als romantisierender Gesellschaftsentwurf, der vermeintlich ursprüngliche soziale Hierarchien oder Geschlechterrollen zu einem Ideal verklärt, das zurückgewonnen werden muss.

Der Mittelalter-Hype spielt diesen Geschichtsauffassungen in die Hände, denn mit dem Eventcharakter vieler neuer Geschichtsformate scheint ein körperliches Erleben, ein »Einfühlen« in die Vergangenheit möglich zu sein. Die Illusion, man könne vollständig in die Vergangenheit eintauchen, suggeriert ein unmittelbareres Nacherleben und somit eine viel größere Nähe zum Mittelalter als etwa stärker reflektierende wissenschaftliche Methoden. Werden diese erfahrungsüberbetonten Geschichtsaneignungen rechtsextrem instrumentalisiert, reicht es dann, mit wissenschaftlichen Darstellungen darauf zu antworten? Ist ein Beharren auf »wahrer« versus »falscher« Geschichte sinnvoll, wenn die hervorgebrachten Geschichtsbilder auf ganz unterschiedlichen Zugängen beruhen und unterschiedlichen Wissenslogiken folgen?

Statt sich lediglich auf die Aussagekraft akademischer Gegenerzählungen zu verlassen, gilt es vielmehr, die Voraussetzungen und Diskurstraditionen rechtsextremen Geschichtswissens aufzuzeigen und seine Rolle für politische Indienstnahmen herauszuarbeiten. Den nationalistischen und anti-modernistischen Verengungen des Mittelalters muss man entgegensetzen, dass Vergangenheiten genauso komplex wie Gegenwarten gedacht werden müssen. Denn dies bewahrt, so Achim Landwehr, »vor der Reduktion des Gewesenen zu einer schlichten Projektionsfläche.«[12] Als »Komplexitätsdienstleisterinnen« müssen historische und archäologische Wissenschaften idealerweise buntere, weil facettenreichere Geschichtsbilder hervorbringen. Wissenschaftskommunikation und Geschichtsvermittlung sollten ebenso dazu beitragen, kritisches Geschichtsdenken zu fördern, um auf diese Weise das Hinterfragen von problematischem Geschichtswissen zu bestärken.

Beyond Bullshit

Vor fast vierzig Jahren versuchte sich der amerikanische Philosoph Harry Frankfurt (1929–2023) an einer essayistischen Definition von »Bullshit«. Als Bluff oder Nonsense verstanden, bezeichnete er damit Aussagen, die sich einer klaren Einteilung in Wahrheit oder Lüge entziehen. Bullshit verweist auf die Selbstinszenierung des Sprechers und nicht darauf, wie die Dinge wirklich sind.[13] Das ist nur ein Schritt von »alternativen Fakten« und »fake news« entfernt. Was fehlt – und genau das betont die Idee der *Agnotology* – ist die zielgerichtete Irreführung. Das zeigt sich gleichsam in rechtsgerichteten Geschichtsdeutungen neopaganer Gruppen wie auch in nationalistischer Staatspropaganda *à la russe*. In beiden Fällen werden wissenschaftliche Erkenntnisse ignoriert, um nicht zuletzt eine alternative Ethnogenese – Germanisch, Urpolnisch oder Großrussisch – zu postulieren und die eigene Gruppe ideologisch zu überhöhen. Die Frage nach Un-Wissen sensibilisiert für derartige Manöver und schärft unseren Blick für den Missbrauch epistemischer Bestände. Als Forschende leisten wir über das Aufdecken historischer Fehldeutungen einen Beitrag für ein besseres Verständnis gesellschaftlicher Gruppen. Gleichzeitig hinterfragen wir festgefasste Deutungen aus unseren eigenen, keinesfalls allwissenden Reihen. Denn nur durch einen transparenten Umgang lässt sich die immer lautere Skepsis bekämpfen und Vertrauen in die Wissenschaft zurückgewinnen.

1 Zur Kritik siehe Sokal, Alan/Bricmont, Jean: Fashionable Nonsense. Postmodern Intellectuals' Abuse of Science. New York 1998. Zu Post-Truth: Kleeberg, Bernhard: Das Zeitalter der Wahrheit. Ein praxeologischer Blick. In: tv diskurs. Verantwortung in audiovisuellen Medien, 26/1 (2022), 20–23.

2 Siehe dazu den Sammelband Proctor, Robert N./Schiebinger, Londa (Hg.): Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance. Stanford 2008; Sarasin, Philipp: More than Just Another Specialty: On the Prospects for the History of Knowledge. In: Journal for the History of Knowledge 1/1 (2020).

3 Agnotology: Understanding our Ignorance. In: ABC News (29.01.2017) https://www.abc.net.au/listen/programs/futuretense/agnotology-understanding-our-ignorance/8123452#transcript (zuletzt geprüft am 08.05.2024).

4 Parad Pobedy na Krasnoj ploščadi, 09.05.2024, http://kremlin.ru/events/president/news/73995.

5 Kolesnikov, Andrej: Erinnerung als Waffe. Die Geschichtspolitik des Putin-Regimes. In: Osteuropa 6/2020, 3–28.

6 Parad Pobedy na Krasnoj ploščadi.

7 Schönfelder, Timm: Es spricht der Präsident. Beobachtungen zu Putins Propaganda. In: Von A wie Aspekt bis Z wie zdvořilost. Ein Kaleidoskop der Slavistik für Tilman Berger, Hg. v. Bernhard Brehmer, Anja Gattnar, Tatiana Perevozchikova. Tübingen 2021, 209–215.

8 Kracauer, Siegfried: Totalitäre Propaganda. Frankfurt a. M. 2013, 282.

9 Schönfelder, Timm: Radikalisierte Geschichte. Putins Propaganda und der Angriff auf die Ukraine. In: Die Ukraine, Russland und die Deutschen. 1990/91 bis heute, Hg. v. Sybille Steinbacher, Dietmar Süss. Göttingen 2024, 162–183.

10 Strutynski, Maciej: Wizja Życia Politycznego Współczesnych Środowisk Neopogańskich. In: Państwo i Społeczeństwo 8/4 (2008), 65–78, hier 68.

11 Griffin, Roger: Between Metapolitics and Apoliteia. The Nouvelle Droite's Strategy for Conserving the Fascist Vision in the 'Interregnum'. In: Modern & Contemporary France 8/1 (2000), 35–53.

12 Landwehr, Achim: Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie. Frankfurt am Main 2016, 279.

13 Frankfurt, Harry G.: On Bullshit. Princeton/Oxford 2005 (Erstveröffentlichung 1986).

Das östliche Europa in der Architekturlehre – eine Baustelle

Kaja Schelker

Ein Blick auf die Lehrinhalte eines Bachelorstudiums der Architektur verrät die Vielseitigkeit des Berufs: Das Spektrum der Pflichtfächer reicht von Architekturtheorie und -soziologie über Baukonstruktion und Materialkunde hin zur Königsdisziplin Entwerfen. Bei der Bandbreite des zu vermittelnden Wissens werden geschichtlich-theoretische Fächer zugunsten von praktisch-entwerferischen in geringerem Umfang gelehrt. Als Architektin und Doktorandin der Architekturgeschichte mit Fokus auf das östliche Europa, treibt mich daher die Frage um, wo sich in diesem beengten Raum ein Platz für die Architektur(geschichte) des östlichen Europa finden lässt. Ein Versuch, solch einen Platz zu kreieren, stieß auf die Begeisterung der Studierenden. Dies liegt unter anderem daran, dass selbst östliche Nachbarländer weiterhin weiße Flecken auf Reisekarten vieler Deutscher bleiben. Um eine erste Skizze der Verortung des östlichen Europa in der Architekturlehre zu umreißen, lohnt ein Blick in deren Eigenheiten.

Die popkulturelle Darstellung des Architekt*innenberufs spielt zumeist auf seine künstlerisch-ideellen Aspekte an: Das schwarz gekleidete Architekturtrio »SVEN« dreht einem der Protagonisten von »How I met your mother« mittels einer pyrotechnischen Show zu minimalistischem Elektro ein irrsinniges Hochhausprojekt an – eine direkte Anspielung auf das 2005 gegründete Kollektiv »BIG« aus Schweden, das seinerzeit die Szene aufmischte. Die verklärte Seite des Künstlerarchitekten verkörpert der romantische Witwer Sam Baldwin, gespielt von Tom Hanks (*1956) in »Schlaflos in Seattle«. Passend zu seinem Beruf findet er sein *happy ending* auf dem Dach des Empire State Building. In seiner Verfilmung des Romans »Bernadette« porträtiert der Regisseur Richard Linklater (*1960) eine idealistische Architektin, gespielt von Cate Blanchett (*1969), die am Kapitalismus und den Widrigkeiten des Frauseins zu zerbrechen droht. Nicht minder verklärt ist ihre Leidenschaft für die Architektur, die es ihr erlaubt, sich aus der Notlage zu befreien.

Während Vorstellungen von Künstlerarchitekt*innen fruchtbare Motive für filmische Charaktere bieten, hat dies nur wenig mit dem realen Beruf und der realen Ausbildung gemein.

Abb. 1 Illustration zum Entwurfsangebot »Kontekst Zakopane«

Konstruieren und Gestalten statt Pauken und Schreiben

Ähnlich dem Lehramts- oder Medizinstudium ist das Architekturstudium sowohl eine akademische als auch berufliche Ausbildung. Nach dessen Beendigung erhält man einen akademischen Grad, nicht aber den geschützten Titel »Architekt*in«. Dieser wird von den Architektenkammern der Bundesländer vergeben und erlaubt das selbstständige Arbeiten und eine Bürogründung. Hauptvoraussetzungen zur Eintragung sind ein abgeschlossenes Studium und mindestens zwei Jahre Berufserfahrung.

Entsprechend den Anforderungen aus Praxis und Akademie gliedern sich die Studienfächer wie folgt:

- *Allgemeine Grundlagen: Architekturgeschichte, -theorie, Bauökonomie, Planungsmethodik*
- *Darstellung: Handzeichnen, digitale Methoden, Modellbau, Geometrie*
- *Bautechnik: Materialkunde, Tragwerkslehre, Bauphysik, Gebäudetechnik, Baukonstruktion*
- *Entwerfen: Projekte zu Raum, Gestalt, Konstruktion, Stadt, Landschaft etc.*

Das Architekturstudium ist ein Projektstudium, in dem der Entwurf von Bauwerken im Fokus steht. Die Vermittlung historisch-theoretischer Fächer hingegen nimmt weniger Raum ein, was einen architekturhistorischen Zugang zum östlichen Europa schwierig macht, aber nicht ausschließt.

Projekte und Präsentationen statt Prüfungen und Hausarbeiten

Die Gewichtung des Entwerfens findet ihren Ausdruck auch in der Form der Prüfungsleistung. Die Prüfungen zu theoretischen und historischen Fächern finden hinter verschlossenen Türen statt.

Anders verhält es sich mit der Prüfungsleistung in den Entwurfsprojekten. Das Entwerfen wird in einem eigenen Lehrformat unterrichtet, in dem sich Studierende wöchentlich mit Lehrenden treffen, um jedes Projekt individuell zu besprechen – je nach

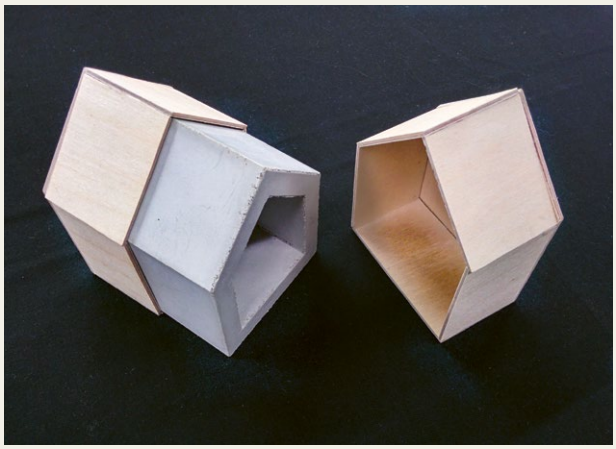


Abb. 2 (oben)
Konzeptmodell zum Projekt »Schalungshaus« von Svenja Christian, Hannah Müller, Christoph Nething, Stephanie Rosenfeld

Abb. 3 (mitte)
Konstruktionsmodell

Abb. 4 (unten)
Städtebauliches Modell

Hochschule wird dieses Lehrformat »Studio«, »Projekt«, »Entwurfsprojekt« oder schlichtweg »Entwurf« genannt. Die Betreuung der studentischen Projekte geschieht anhand des Überarbeitens von Plänen, die die Studierenden in die jeweilige Sitzung mitbringen. Zu Beginn eines Semesters erhalten die Studierenden in der Regel die Aufgabe, ein Bauwerk mit einer konkreten Funktion und präzisen Anforderungen zu planen. Auch wenn die praxisorientierten Entwürfe von Vorlesungen begleitet werden, ist die Abgabeleistung keine schriftliche Prüfung oder Hausarbeit, sondern eine öffentliche Präsentation des Projektes anhand von Plänen, perspektivischen Zeichnungen und physischen Modellen. Damit werden die Studierenden auf Situationen ihrer künftigen Berufspraxis vorbereitet, in der sie ihre Entwürfe gegenüber Bauherren, Investoren oder Wettbewerbsjurys verteidigen müssen.

In der Regel sind Abgabepräsentationen an Hochschulen Fachdiskussionen zwischen Professor*innen und Studierenden. Zuschauer*innen sind Kommiliton*innen, die denselben Entwurf belegen und somit sowohl die Rolle der Zuschauenden als auch des Prüflings kennen. Dies schafft eine kollegiale Atmosphäre, ähnlich der auf wissenschaftlichen Konferenzen.

Die Präsentationen können sich jedoch durch ihren performativen Charakter zu einer eigenen Kunstform entwickeln. An der Universität Stuttgart wurde nach 9/11, der Terrorattacke auf New York und Washington D. C. vom 11. September 2001 und in Zeiten des »War on Terror« ein Hochhausentwurf zum Thema Kontrolle und Angst angeboten. Das Semester wurde in Rundgänge gegliedert, in denen die Studierenden ihre Zwischenleistung präsentierten. Jede der fünf Präsentationen wurde mit einer Party beendet – in Anlehnung an das fünfstufige Sicherheitswarnsystem der US-Sicherheitsbehörden.[1]

Die Abschlussveranstaltung in einem Elektroclub begann für Nachtschwärmer, Architekturfans und Studierende mit einer Vorlesung von Prof. Dr. Gerd de Bruyn (*1954) zum Panoptikum Michel Foucaults (1926–1984). Auch wenn eine derartig aufwändige Inszenierung die Ausnahme bleibt, bietet die Architekturlehre die Chance, Themen in die Öffentlichkeit zu tragen, die sonst ein Nischendasein führen – ein Dauerthema der Forschung zum östlichen Europa.

Lehrpersonen als Chance für das östliche Europa

Wie und wo kann man nun die Architektur des östlichen Europa in das umrissene Lehrsystem einbringen?

Zum einen wären die theoretisch-historischen Fächer eine Option, wobei zwei Hürden überwunden werden müssten. Zum einen ist das Studium so aufgebaut, dass in den ersten Jahren, in denen die Pflichtfächer dominieren, Grundlagen gelegt werden. In der Architekturgeschichte sind dies die Baustile von der Antike bis zur Moderne anhand der hierfür zentralen Länder: Griechenland, Italien, Frankreich, Deutschland und teilweise Großbritannien. Erst in den weiterführenden Semestern, in denen Wahl-

Abb. 5 Fassadenschnitte mit Ansicht zum Entwurf von Charlotte Mauz

pflichtfächer in Form von Seminaren belegt werden können, besteht die Chance, das östliche Europa ins Spiel zu bringen.

Womit wir bei der zweiten Hürde oder Chance wären: die Lehrenden. Architekturgeschichte, -soziologie und -theorie werden zumeist von Geisteswissenschaftler*innen unterrichtet. Dies sind Historiker*innen, Kunst- oder Kulturhistoriker*innen, Philosoph*innen oder Soziolog*innen, die sich Architekturwissen zusätzlich zum Fachwissen ihrer jeweiligen Disziplin aneignen. Die Architekturgeschichte des östlichen Europa stellt dabei Spezialwissen in doppelter Hinsicht dar: Es ist ein Wissen am Rande oder außerhalb der eigenen Disziplin und des Kanons der Architekturgeschichte.

Hier spielt das GWZO als Forschungsinstitution eine zentrale Rolle. Es ermöglicht Kunsthistoriker*innen, das östliche Europa systematisch zu erforschen. Darüberhinaus wird die Expertise des GWZO in Kooperationen mit Lehrinstitutionen an Studierende der Kunstgeschichte und zum Teil der Architektur herangetragen. So bietet Prof. Bartetzky kontinuierlich Seminare zur Architekturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig an. Die systematische wissenschaftliche Förderung von Kunsthistoriker*innen am GWZO hat somit eine strukturelle Tragweite.

An Hochschulen hängt es zumeist von einzelnen Personalentscheidungen ab, ob und wenn beziehungsweise inwieweit die Architektur des östlichen Europa Eingang in die Lehre findet. Als Beispiel hierfür sei Prof. Ákos Moravánszky (*1950) genannt. Moravánszky, ein aus Ungarn stammender Schweizer Architekt, lehrte, forschte und publizierte über Jahrzehnte am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) an der ETH Zürich zur Architekturgeschichte des östlichen Europa.[2] Durch seine Arbeit wurde das gta zu einem Forschungszentrum zur Architektur des östlichen Europa.[3]

Eine zweite Möglichkeit zur Einbindung des östlichen Europa in die Architekturlehre bilden Projektarbeiten. In der Architekturwelt kann man ohne Doktortitel und Habilitation Professor werden – dies gilt in erster Linie für die entwerferischen und technischen Fächer. Zu Professoren werden vor allem Architekt*innen ernannt, deren Werk den Ansprüchen der Lehrinstitution genüge tut. Die lehrenden Praktiker und Praktikerinnen sind in der Regel über ihre Büros fest in einem geographischen Kontext verankert. Doch selbst, wenn international gearbeitet wird, muss das entsprechende Büro, je nach architektonischer Haltung, nicht unbedingt kontextuelles Wissen zu dem Ort haben, an dem die Architektur entsteht. Stattdessen verfügen diese Büros über Methoden, eine bestimmte Art von Architektur in jeden gegebenen Kulturraum zu exportieren.

Die Entwurfsprojekte bieten trotzdem großes Potenzial für die Vermittlung von Wissen zur Baukultur von unterrepräsentierten Regionen. So gibt es Architekt*innen, die kontinuierlich in bestimmten Weltregionen praktizieren und sich mit deren Baukultur auseinandersetzen. Mit ihrem so angehäuften Expertenwissen fungieren sie als architektonische Dolmetscher*innen und eröffnen Studierenden einzigartige und wertvolle Einblicke in Unbekanntes. Die Architektin Anna Heringer (*1977) beschäftigte sich beispielsweise über Jahre hinweg mit der Baukultur Bangladeschs, realisierte dort zahlreiche Projekte in der traditionellen Lehmbauweise und ist mittlerweile eine weltweit renommierte Expertin auf dem Gebiet des traditionellen Lehmbaus Asiens. Sie trägt ihr Wissen durch zahlreiche Gastprofessuren an Hochschulen weltweit in die Architekturausbildung.

Von Baustellenitalienisch zu Architekturesperanto

Eine Chance, das östliche Europa oder andere Weltregionen in die Architekturlehre einzubinden, bieten die Arbeitstechniken der Architektur: Pläne, Konstruktionszeichnungen, Fotos, digitale und physische Modelle und perspektivische Zeichnungen bilden eine universale Sprache, die für Architekt*innen weltweit verständlich ist – eine Art visuelles Esperanto der Architektur. Es stößt an seine Grenzen, sobald man das Büro in Richtung Baustelle verlässt: Je nach Ausbildungsniveau der Handwerker schwankt die Fähigkeit, Pläne zu lesen von »mühelos« bis hin zu »nicht existent«. Darüber hinaus sind Baustellen heute eine sprachliche Welt für sich. Oftmals ordnen sich Gewerke nach Nationalitäten. Aus welchen Gründen dies so ist, wäre eine eigene Untersuchung wert. Auf einer von mir geleiteten Baustelle in Graubünden sah dies wie folgt aus: Der Rohbau unter Leitung eines

Bündners war fest in portugiesischer Hand genauso wie die Gipsarbeiten, das Verlegen und Bearbeiten von Natursteinen übernahmen in erster Linie Italiener. Der Gerüstbau hingegen war eine Angelegenheit des ehemaligen Jugoslawien und die Sanitärinstallationsarbeiten wurden von aus Ostdeutschland stammenden Handwerkern umgesetzt. Auch diese Welt hat ihr eigenes Esperanto kreiert: das »Baustellenitalienisch«. Eine Mischung aus Italienisch, Portugiesisch und Rätoromanisch, die der Bündner Polier genauso perfekt beherrschte wie die Betonarbeiten. Dementsprechend verwunderte es ihn, dass sich seine Sprachkenntnisse im Italienurlaub als nutzlos erwiesen.

Auch wenn die Universalsprache der Konstruktionszeichnungen an der Bürotür an ihre Grenze stößt, birgt sie eine große Chance für die Architekturlehre, die eben diese Grenze nicht überschreitet. Anhand von Planzeichnungen kann Wissen zur Baukultur einer Region abgeleitet, weiterentwickelt und in eigenen Entwürfen angewandt werden. Die Grundlage solch einer Wissensarbeit bilden hochwertige Pläne vom städtebaulichen Maßstab bis zum technischen Detail. Architekturstudierende können eine Bauwerksanalyse anhand guter Konstruktionspläne eigenständig vornehmen und in ihre Entwurfsarbeit einfließen lassen. Diese Fähigkeit habe ich mir zunutze gemacht, als ich gemeinsam mit Daria Kovaleva und Oliver Gericke am Institut für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren (ILEK) der Universität Stuttgart einen Entwurf zu Zakopane, einer Stadt im Süden Polens, anbot.

Konstruktion und Kultur als Zugang zum östlichen Europa

Das ILEK wies unter der Leitung von Prof. Werner Sobek (*1953) Besonderheiten auf, die daraus resultierten, dass dort sowohl Bauingenieur*innen als auch Architekt*innen arbeiteten und studierten. Die wöchentliche Entwurfsbetreuung der Architekturstudierenden übernahm dabei mindestens ein Architekt oder eine Architektin, unterstützt von einem Bauingenieur oder einer Bauingenieurin. Des Weiteren wurden die Assistent*innen dazu ermutigt, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Arbeit mit Studierenden einfließen zu lassen. Aus diesen beiden Säulen ergab sich eine dritte wichtige Stütze der Lehrweise des ILEK: Ähnlich dem Konzept Maria Montessoris (1870–1952) wurden den Studierenden Methoden und Werkzeuge an die Hand gegeben, aber sie durften ergebnisoffen damit arbeiten.

In unserem Entwurf zur Baukultur Zakopanes sollte auf einem festgelegten Grundstück ein Bauwerk entworfen werden, das eine Weiterentwicklung der traditionellen Baukultur im Hinblick auf Konstruktion sein sollte. Funktion, Bauvolumen und Material des Bauwerks blieb den Studierenden überlassen.

Um die Studierenden zu befähigen, aus der Baukultur des Ortes gestalterisch schöpfen zu können, begannen die ersten Sitzungen mit Vorträgen, in denen ich die Grundlagen zur Baukultur des Ortes legte. Es folgten Bauwerksanalysen anhand von Planunterlagen. In einem dritten Teil hielten die Studierenden Referate zu Themen rund um die Baukultur anhand von englischsprachiger Literatur, Planunterlagen und digitalem Material. Die Vorbereitung der Entwurfsarbeit endete mit einer dreitägigen Exkursion nach Zakopane.

Kaja Schelker ist Architektin, Doktorandin an der Ludwig-Maximilians-Universität und am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Sie forscht in vergleichender Perspektive zur Baukultur der Stadt Zakopane.

Wozu das östliche Europa?

Es seien vier Punkte genannt, die ich als Lehre aus der Arbeit mit den Studierenden zog:

Erstens, das Interesse am östlichen Europa ist enorm. Binnen weniger Stunden waren alle Plätze im von uns angebotenen Entwurfsprojekt belegt.

Zweitens, für die Mehrheit der Studierenden war die Reise ins Nachbarland Polen die erste ins östliche Europa. Die professionelle Auseinandersetzung mit der Baukultur Zakopanes markierte in einigen Fällen den Beginn einer weiteren Entdeckung des östlichen Europa.

Drittens, der Zugang war in diesem Fall auf die Studierendenschaft des ILEK zugeschnitten, weil der Entwurf sich sowohl der Konstruktion als auch der Kultur widmete. Eine Gruppe von vier Studierenden entwickelte daher die modulare und adaptive Holzbauweise Zakopanes weiter und übertrug diese auf Beton. Ihr Vorhaben stieß auf Interesse bei Daria

Abb. 6 Perspektivische Innenraumdarstellung zum Entwurf »Schalungshaus«

Kovaleva und Oliver Gericke, die gerade neue Fertigungstechniken in Beton erforschten. Die so initiierte Zusammenarbeit zwischen der Entwurfsgruppe und Wissenschaftler*innen resultierte für zwei der Studierenden in Forschungsstellen am Institut. Die Baukonstruktion einer den Beteiligten bis dahin unbekannten Baukultur hatte neue Impulse für aktuelle Forschungsarbeiten geliefert.

Viertens, die Studierenden mussten sich aufgrund fehlender Polnischkenntnisse allein auf die Methoden der Architektur konzentrieren und sich voll auf die gegebene Baukultur einlassen. Diese Fähigkeit ist die Basis zur Schaffung einer Architektur, die regionale Baukultur als Gestaltungsraum versteht, der aktiv und respektvoll entworfen werden muss, um lebendig zu bleiben. Diese Methodik wurde am östlichen Europa erlernt, kann aber ebenso auf die Baukulturen, denen die Studierenden im Laufe ihrer Berufslaufbahn begegnen werden, angewandt werden.

Mehr östliches Europa bieten!

Im Herbst 2023 erreichte mich eine E-Mail der Universität Stuttgart. Prof. Jens Ludloff bot ein Entwurfsprojekt für Architekturstudierende an. Da sich der fiktive Bauplatz in der polnischen Tatra befand, lud er mich zur Mitwirkung an der Lehrveranstaltung an. Die Idee war aus einer beruflichen Beziehung zwischen Prof. Ludloff und Prof. Piotr Gajewski aus Krakau entstanden. Wie zuvor stieß auch dieses Entwurfsangebot auf die Begeisterung der Studierenden. Die Nachfrage nach dem östlichen Europa bleibt enorm. Das Angebot hinkt dem – bisher – hinterher.

1 Darüber hinaus wurde ein zum Entwurf thematisch passender Sammelband veröffentlicht, hierzu vgl. De Bruyn, Gerd (Hg.): 5 Codes: Architecture, Paranoia and Risk in Times of Terror. Basel– Boston, MA: Birkhäuser 2006.

2 Ákos Moravánszky hielt 2012 die Oskar-Halecki-Vorlesung am GWZO. Vgl. hierzu: Moravánszky, Ákos: Mitteleuropäische Raum(ge)schichten. Ein Querschnitt durch Budapest. Hg. von Arnold Bartetzky. Leipzig 2013 (= Oskar-Halecki-Vorlesung 2012).

3 Alena Janatkova, langjährige Mitarbeiterin des GWZO, verfasste noch vor der Berufung Moravánszkys am gta eine der ersten Arbeiten zur Architektur des östlichen Europa. Der Titel ihrer Promotionsschrift von 1996 lautet »Die Kunstauffassungen zur modernen Architektur im barocken Prag«. Betreuer war Professor Werner Oechslin.

По гарячих слідах – Auf heißer Spur

Glasmacherei im mittelalterlichen Kyjiw

Olena Žuruchina

Glas im mittelalterlichen Alltag

Glaswaren sind integraler Bestandteil des mittelalterlichen Alltagslebens. Sie sind eine wichtige Quelle für die Erforschung und Rekonstruktion der Technologie und der Organisation der Produktion, für die Identifizierung der Handels- und Rohstoffwege und für die Vorstellung von den alltäglichen Bedürfnissen sowie der Mode der mittelalterlichen Stadt- und Siedlungsbewohner*innen. Die Tradition der Glasherstellung und -verarbeitung in den Gebieten des mittelalterlichen Europa entwickelte sich unter verschiedenen Umständen, die sich im Entwicklungsstand der Technologie, in der Produktpalette, der Nachfrage und weiteren Aspekten widerspiegeln.

Im Gebiet des Mittleren Dnipro und in Kyjiw als administrativem, politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Zentrum der Rus' trugen zahlreiche Faktoren zur Entwicklung des Handwerks sowie der internen und externen Handelsbeziehungen bei. Wichtige Handelsrouten führten über Kyjiw, etwa die Straße vom Baltikum nach Byzanz, d.h. von den Wikingern zu den Griechen, oder die sogenannte Via Regia, eine Route, die Europa durchmaß, West- und Osteuropa verband und weiter nach Osten führte. Daher hat die archäologische Forschung in den meisten Fällen gerade hier eine Fülle von Material für die Untersuchung dieser Entwicklungen geliefert, wobei gerade Glasfunde eine Rolle spielten. Das mittelalterliche Glas aus Kyjiw ist recht vielfältig und durch eine breite Palette von Produkten wie Glasgefäßen, Schmuck, Gegenständen zur Innenausstattung religiöser Räume, Freizeitartikeln geprägt. Solche Funde wurden entweder in Teilen von Grabanlagen, in der Kulturschicht oder in der Verfüllung von bereits ausgegrabenen Objekten gemacht. Gegenstände, die als Importe angesehen werden können (für das 10. und frühe 11. Jahrhundert sind dies Objekte aus nahöstlicher Produktion, die im 11. und 12. Jahrhundert allmählich durch byzantinische Produkte ersetzt wurden), sind nicht weit verbreitet, jedoch äußerst interessant, aufschlussreich und vielversprechend für weitere Untersuchungen.

Solche Gegenstände, oft wertvolle – manchmal reich verzierte – Glaswaren oder Schmuckstücke mit unverwechselbarer Glasfarbe, Form und Verzierung, kamen in der Regel als Teil von Botschaftsgeschenken, diplomatischen Missionen oder Handelsabkommen (oder während militärischer Feldzüge) nach Kyjiw.

Glaswaren aus lokaler Produktion hingegen sind zahlreich, die meisten Produkte sind aus dem 12. Jahrhundert überliefert. Die Besonderheit der Untersuchung der Glasherstellung in der Kyjiwer Rus' liegt

Olena Žuruchina, geboren in Kyjiw (Ukraine). Studium der Geschichte, Archäologie und Museologie an der Nationalen Taras-Ševčenko-Universität Kyjiw (1998–2003). Aufbaustudium und Assistenz am Institut für Archäologie der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine (2003–2007), Dissertation »Die Perlen des mittleren Dnjepr-Gebiets des 10.–13. Jahrhunderts«, seit 2014 Leiterin der historischen und archäologischen Forschungsabteilung des Museums für Geschichte der Kirche von Desiatynna (Kyjiw, Ukraine). Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Mensch und Umwelt (2022–2023) und Stipendiatin der Gerda-Henkel-Stiftung (2024–2025), in Zusammenarbeit mit der Abteilung Mensch und Umwelt am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO).

in der Tatsache, dass sie nicht zuletzt aufgrund kultureller und politischer Prozesse (Etablierung des Christentums, dynastische, diplomatische und Handelsbeziehungen mit Byzanz und dem Westen) als neues Handwerk entstand. Im Gegensatz zu Mittel-, West-, Nord- und Südeuropa, wo die Tradition der Glasherstellung auf das Römische Reich zurückging, die sich bis ins Mittelalter fortsetzte, entstanden die ersten Glashütten in der Rus' vor allem durch den Bau religiöser Gebäude und die Notwendigkeit, diese nach byzantinischem Brauch zu dekorieren.

Funde und Zeugnisse

Kyjiw besaß mit seiner sozioökonomischen und kulturellen Entwicklung sowie seinem regen nationalen und internationalen Handel günstige Bedingungen für die Entwicklung dieses Handwerks. Die Entstehung und Entwicklung der lokalen Glasproduktion wurde erst möglich nach der Etablierung des Christentums und der Intensivierung der Verbindungen mit Byzanz durch den Import von Glaswaren und natürlich durch die Fähigkeiten und Kenntnisse der griechischen Handwerksmeister. Die ersten Werkstätten zur Herstellung von Glaswaren befanden sich in der Nähe von Sakralbauten. Diese Werkstätten entstanden im 11. Jahrhundert und stellten vor allem Glaswaren für die Dekoration von Sakralbauten wie Mosaike und Fensterglas her. An diesen Orten wurden Überreste von Werkstätten gefunden, aber es wurde festgestellt, dass sie aus einer etwas späteren Periode stammten (Betrieb zwischen dem 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) als die Sakralbauten. Einige der Komplexe entpuppten sich als Schmuckwerkstätten, in denen emaillierter Metallschmuck und glasierte Bodenfliesen mit gemalten Motiven hergestellt wurden. Zahlreiche Fragmente von Armreifen, die ebenfalls in den Handwerksanlagen gefunden wurden, könnten auf die Wiederverwertung von Glas zur Herstellung von Glasmasse für die Dekoration von Fliesen hinweisen. Neben diesen Komplexen sind in jüngster Zeit auch Produktionsstätten bekannt geworden, die im Umfeld von Kirchenbauten angesiedelt waren. Es gibt auch Überreste der Herstellung von Glasgegenständen, Ruinen von Schmelzöfen und vieles mehr, die es Forscher*innen erlauben, auf die Existenz von Glasverarbeitungskomplexen zu schließen, in denen Mosaiksteine, glasiertes Geschirr oder Fliesen hergestellt worden sein könnten.[1] Abb. 1 Über

Abb. 1 Reste der Glasherstellung in Kyjiw

diese Handwerkskomplexe liegen jedoch nur wenige Informationen vor. In Anbetracht der ständigen Entwicklung der Stadt im Mittelalter könnten bestimmte handwerkliche Gegenstände verschwunden sein, weil sie nicht mehr gebraucht wurden.

Glasschmuck aus Kyjiw-Podil

Eine weitere große Gruppe von Werkstätten entstand im 12. und 13. Jahrhundert. Untersuchungen des Kyjiwer Podil-Viertels, in dem städtische Handwerker lebten und den in- und teilweise auch ausländischen Markt bedienten, haben gezeigt, dass spezialisierte Werkstätten für die Herstellung neuer Kategorien von Glasgegenständen entstanden, wobei der Schwerpunkt auf Schmuck lag. Die Werkstätten befanden sich auf dem Gelände eines Gehöfts und waren Teil von Wohn- und Wirtschaftskomplexen. In allen Fällen, in denen es möglich war, die Struktur der Werkstätten zu untersuchen, fand man Holzgebäude vor, in deren Ecken Brennöfen für industrielle Zwecke aufgestellt waren. Bei den untersuchten Brennöfen handelte es sich zumeist um kleine, ovale Lehmbauten, in die Reste von Gewölben oder Feuerstellen verbaut waren und deren Innenflächen verschlackt und manchmal mit einer Schicht aus mehrfarbiger Glasmasse und Krusten bedeckt waren. Abb. 2 Sie dienten hauptsächlich der Erhitzung der Glasmasse und deren Weiterverarbeitung zu Gegenständen aus Glas. Die Glaswerkstätten arbeiteten hauptsächlich mit importierter fertiger Glasmasse und Rohstoffen sowie mit recycelten Glasprodukten, konnten möglicherweise aber auch lokale Rohstoffe verwenden. Die Werkstätten zeichneten sich durch ihre Spezialisierung aus, was durch die Herstellung nur eines oder weniger Produkttypen belegt wird. In den allermeisten Fällen handelte es sich um Schmuck, wie Perlen und Armreife, die in großen Mengen auf den Markt gebracht wurden. Es gab auch Werkstätten, in denen mehrere Produkte hergestellt wurden (Gefäße, Armreife, Perlen), was den Einsatz verschiedener Techniken erforderte: Die Glasmasse wurde geblasen, gezogen oder gewickelt. Die Produktionsstätten des Kyjiwer Podils kombinierten außerdem unterschiedliche, aber verwandte Produktionsverfahren im Schmuckhandwerk und in der Glasherstellung. Die Schmuckwerkstätten waren mithin nicht nur auf die Herstellung von Metallschmuck spezialisiert, sondern auch auf die Produktion von Emaille- und Glasartikeln, glasierter Keramik oder auf die Verarbeitung von Bernstein.

Chemische Zusammensetzung des Glases

Die chemische Zusammensetzung des Glases aus den Kyjiwer Werkstätten muss genau bestimmt werden, um diese mit dem mittelalterlichen Glas aus anderen Ländern vergleichen zu können, wo in Glashütten nach alten Glasmachertraditionen gearbeitet wurde. Bei den meisten analysierten Proben handelt es sich um Fragmente von Glasmasse oder um Produkte und Produktionsreste. Eine Untersuchung der chemischen Zusammensetzung des Glases ergab, dass die Kyjiwer Glasherstellung auf Blei- (Bleigehalt 50% und mehr) und Blei-Kalium-Glas-(Bleigehalt 15% oder 25–33%, Kaliumgehalt 11–15%)[3] basierte. Dies belegen Rohstofffunde (Bleiblöcke und -fliesen, Glassplitter) sowie Funde der für die Herstellung von Glasmasse erforderlichen Ausrüstung (Bleioxide bedecken die Innenfläche der Gefäßscherben) sowie Analysen der Endprodukte. Darüber hinaus förderten die Verfügbarkeit der für die Glasherstellung benötigten Rohstoffe – Blei

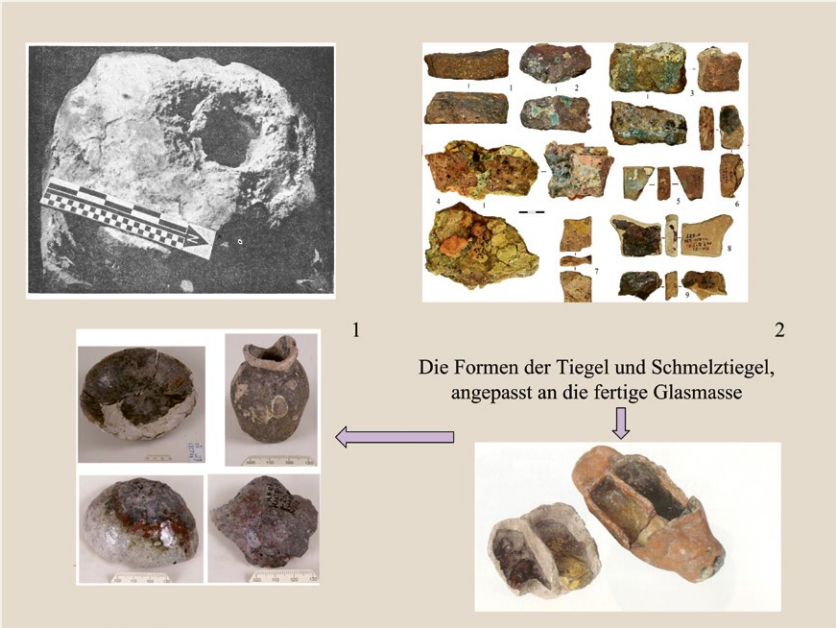


Abb. 2 Der Ofen (1) und Reste der Innenfläche, bedeckt mit einer Schicht aus mehrfarbigem Glas (2) aus dem Kyjiwer Stadtteil Podil

Abb. 3 Rohstoffe: Glasmasse mit zufällig facettierten Oberflächen oder aus Barren und Glaswaren, die als Recyclingmaterial verwendet werden können; Bleibarren (1)

im Gegensatz zu natürlichem Soda oder der Asche bestimmter Pflanzenarten – und die relativ einfache Technologie der Glasherstellung bei einer Temperatur von 800°C die Entwicklung der lokalen Produktion und brachten eine breite Palette von Glaswaren hervor. Bleiglas ist seit langem bekannt (8.–13. Jahrhundert) und weit verbreitet (Ferner und Mittlerer Osten, Nordkaukasus, Polen, Südwestskandinavien und Byzanz), was seine Einfuhr in Form von Glasbarren erleichtert haben könnte.

Analysen von Glaserzeugnissen haben einen Bleioxidgehalt von etwa 50–60% ergeben (der Großteil der Mosaiksteine, Armbänder und Fingerringe wurden aus diesem Material gefertigt). Bleiglas ist ein chemisch widerstandsfähiges Material, das nicht korrodiert, aber es kann physikalisch zerstört werden, so dass die Schäden an der Oberfläche deutlich sichtbar werden – nämlich als Splitter.

Blei-Kalium-Glas wird aktuell weitreichend untersucht. In der wissenschaftlichen Literatur der Sowjetzeit wurde angenommen, dass Glas mit dieser Zusammensetzung auf die Übernahme eines byzantinischen Rezeptes zurückging, das aus drei Komponenten bestand: Sand, Asche und Kalk.[4] Dieses Glas wurde wie das byzantinische nach einem neuen Rezept hergestellt, das drei glasbildende Elemente miteinander kombinierte: Sand, Bleioxid und Asche (Kaliumkarbonat, das aus Pflanzen- oder Baumasche gewonnen wurde). In der mittelalterlichen Version der Rus' wurde die Asche von Pflanzen aus der ariden Klimazone jedoch durch die Asche von Pflanzen aus der humiden Klimazone – Pottasche – ersetzt, die den lokalen Glasmachern zur Verfügung stand. Blei-Kalium-Glas hatte im Mittelalter in Westeuropa ebenfalls eine eigene Produktionstradition, doch unterscheiden sich die Funde aus der Rus' in ihren morphologischen und chemischen Eigenschaften. Die chemische Analyse zeigt, dass der Ascheanteil der Proben aus der Rus' reiner ist als bei westeuropäischen Produkten. Das Vorhandensein von Eisen und Phosphor, welche die Morphologie, d. h. das Aussehen des Glases, beeinflussen, ist folglich vernachlässigbar und damit das Verhältnis von Kalzium- zu Kaliumoxid. Das Blei-Kalium-Glas aus der Rus' ist transparenter, seine »natürliche« Farbe hat keinen bläulich-grünen Farbton, es sei denn, es wird gefärbt. Das Glas ist sehr hell, besitzt einen gelblichen Farbton, der ungewollt durch den Bleianteil entsteht.

Der Unterschied im Bleigehalt (25–33% oder 15%) war auf den Wunsch zurückzuführen, die Produktionskosten zu senken. Das Glas wurde für die Herstellung einer Vielzahl von Produkten verwendet (Gefäße, Fensterglas und Schmuck). Im Mittelalter war diese Art von Glas in Westeuropa und der Alten Rus' weit verbreitet. Die morphologischen Merkmale dieser Glaszusammensetzung zeigen eine geringe chemische Beständigkeit, wenn die äußere Schicht des Produkts mit Korrosion bedeckt ist und ein Netz von kleinen Rissen aufweist.

Eine Reihe chemischer Analysen ergab, dass bestimmte Elemente zur Färbung des Glases verwendet wurden: Kobalt machte es blau, Blei gelb, Mangan violett und Kupfer rot, grün und türkis.

Bleibarren und Recycling

Wir verfügen über umfangreiches und signifikantes Material aus Kyjiw, das eine interessante Geschichte der Glasherstellung in der Alten Rus' erzählen kann. Zahlreiche Spuren der Glasherstellung – Ruinen von Schmelzöfen, Rohstoffen, Schmelztiegeln, Werkzeugen sowie Produktionsfehler und fertige Produkte – zeugen von der Verbreitung des Glashandwerks und der wachsenden Nachfrage nach diesen Gegenständen.

Durch die Analyse der chemischen Zusammensetzung der Rohstoffe und der Produkte wird es möglich sein, den Organisationsgrad der Produktion, ihre Kapazität, die Funktionsweise der Produktionsöfen und ihr technisches Niveau, die verwendeten Technologien und die Produktqualität der Werkstätten umfassend zu bewerten sowie Informationen über die Art der Werkstätten zu erhalten: Wurde Glas unter Verwendung lokaler Rohstoffe selbst hergestellt oder wurden importierte Rohstoffe verwendet? Welche Arten von Rohstoffen wurden verwendet und woher kamen diese? **Abb. 3** Bleibarren gehören beispielsweise zu den Funden, die bei Ausgrabungen von Glasmanufakturen gemacht wurden. Blei war eines der wichtigsten und am häufigsten in der Produktion genutzten glasbildenden Elemente. Der größte Teil des mittelalterlichen Glases war Blei- und Blei-Kalium-Glas mit einigen lokalen Variationen. Daher ist es wichtig, Pb-Isotopenanalysen durchzuführen, auf deren Grundlage die Herkunftsregion der Rohstoffe bestimmt werden kann.

Eng verbunden mit der Untersuchung der Entstehung und Entwicklung der lokalen Glasherstellung im mittelalterlichen Russland ist die Frage der Wiederverwendung von Glasprodukten zur Herstellung von Glasmasse. Dabei spielen die Analyse der Glaszusammensetzung und ihre Interpretation eine wichtige Rolle. Gegenwärtig können wir mit vorsichtiger Sicherheit von verschiedenen Fällen der Wiederverwendung von Fertigprodukten sprechen: Im ersten Fall etwa verwendete Anfang des 12. Jahrhunderts eine Werkstatt Gefäße und Fensterglas sowie Mosaiksteine wieder, aus denen dann Schmelzrohlinge gegossen und so Glasgegenstände für Kirchendekorationen hergestellt wurden.[5] In einem zweiten Fall wurde beispielsweise in der Kulturschicht des 12. Jahrhunderts ein handelsüblicher Bleiglasbarren mit einer Beimischung von Kaliumoxid gefunden. Möglicherweise wurden der Glasmasse bei der Herstellung dieses Barrens auch Glasscherben beigemischt. Dies wäre ein eindeutiger Beleg für das Recycling von Glasprodukten.[6] Weitere umfassende wissenschaftliche Analysen werden zur Klärung dieser Frage beitragen. Um sichere Schlussfolgerungen ziehen zu können, müssen jedoch noch viele weitere Faktoren berücksichtigt werden, insbesondere der archäologische Kontext der Funde aus den Werkstätten. Sicher ist hingegen, dass das Kyjiwer Material eine spannende Geschichte der Glasherstellung und der Glasverarbeitung in der Alten Rus' erzählen kann.

1 Ijevlev, Michajlo / Kozlovs'kyj, Arkadyj: Zabudova central'noji častyny »mista Jaroslava« poblyzu Sofijs'koho soboru v XI st. [Entwicklung des zentralen Teils der »Stadt Jaroslaw« in der Nähe der Sophienkathedrale im elften Jahrhundert]. In: Ruthenica 8 (2009) 138–150, http://history.org.ua/JournALL/ruthenica/ruthenica_2009_8/ruthenica_2009_8.pdf. Bogusevič, Vladimir A.: Masterskie XI v. po izgotovleniju stekla i smal'ty v Kieve [Werkstätten für die Herstellung von Glas und Glaswürfeln in Kyjiw seit dem XI. Jahrhundert]. In: Kratkie soobščenija Instituta Archeologii AN USSR [Akademija nauk Ukrainskoj SSR] 3 (1954) 14–20.

2 Gupalo, Konstantin N. / Ivakin, Gleb Ju.: O remeslennom proizvodstve na Kievskom Podole [Zur handwerklichen Produktion in Kyjiw-Podol]. In: Sovetskaja archeologija 2 (1980), 203–219. Žuruchina, Olena: Davn'orus'ke sklo na kyjivskomu Podoli' [Alte Rus'-Glas im Kyjiwer Podil]. In: Pam'jatki Ukrajini. Istorija ta kul'tura 5–6 (2015) 213–214, 50–55. Žuruchina, Elena: Proizvodstvo stekljannych izdelij (po materialam remeslennych masterskich Kievskogo Podola XII – pervoj poloviny XIII veka) [Herstellung von Glaswaren (auf Materialien der Handwerksbetriebe in Kyjiw Podol XII – erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts)]. In: Revista Arheologică XVI (2020) 1, 121–126.

3 Žuruchina, Elena Ju. / Chramčenkova, Rezida Ch.: Steklodelatel'nye masterskie Kievskogo Podola [Glasmacherwerkstätten in Kyjiw Podol]. In: Filologija i kul'tura 3 (2012) 29, 226–234.

4 Ščapova, Julija L.: O chimii i technologii stekla [Über Glaschemie und -technologie]. In: Bogoljubov, A. N. (Red.): Estestvennonaučnye predstavlenija Drevnej Rusi. Moskau 1978, 74–81.

5 Chamajko, Natalia / Žuruchina, Olena / Chmil', Lesia / Hun', Mariana / Nesterovs'kyj, Viktor: Archeolohičnyj kontekst davnorus'kych sklorobnych kompleksiv Kyjevo-Pečers'koji lavri [Der archäologische Kontext der Glasverarbeitungskomplexe in der Alten Rus' der Kyjiw-Pečers'koji Lawra]. In: Opus mixtum 9 (2021), 121–155.

6 Stoljarova, Ekaterina K. / Žuruchina, Elena Ju.: Nachodka stekljannogo slitka iz Kieva [Fund eines Glasbarrens aus Kyjiw]. In: Kratkie soobščenija Instituta archeologii 232 (2014), 195–202.

(vom französischen *journal*, »Tagebuch«) folgt reisenden Wissenschaftler*innen ins Feld. Es bietet aktuelle Beobachtungen, historische Reportagen, subjektive Eindrücke und »Nebenprodukte« der Recherche, publizierte oder auch eigens verfasste.

Das Verschwinden einer Institution

Auf den Spuren der Dorfkneipen in Südostungarn

Indira Hajnács

Indira Hajnács, Promovierende am GWZO, zeigt in ihrem fotografischen Tagebuch einer Radreise durch den Süden der Großen Ungarischen Tiefebene, wo und wie sie Ursachen für das Verschwinden der Institution Dorfkneipe erkundete. Was wird an ihre Stelle treten? Bedeuten die Kneipenschließungen, dass auch der Alkoholismus als zentrales soziales und gesundheitliches Problem ausgeblendet wird in der Region und im ganzen Land?

Komitat Csongrád, August 2023

Es ist eine traurige Tatsache, dass Alkoholismus im östlichen Europa und im postsowjetischen Raum weit verbreitet ist. Die weitreichenden Folgen liegen auf der Hand – Tote durch Alkoholkrankheit, zerbrochene Familien, verlassene Kinder und neue Generationen von Traumatisierten. Die Dorfkneipe ist dennoch ein Ort der Gemeinschaft, wo das Trinken eine Art gemeinschaftliche Entschleunigung erzeugt, ein Ventil bietet, zugleich eine wichtige Bastion des Solidaritätsnetzwerkes darstellt, das im sozialen Gefüge des Dorfes aufgebaut und erhalten wird. Die sozialen und persönlichen Dramen, die gemeinschaftliche Moral, die Konturen des kollektiven Gedächtnisses, die politischen Werte, all das sind Elemente des öffentlichen und persönlichen Lebens der Landbevölkerung, die auch in der Dorfkneipe ausgehandelt werden. Es ist daher ein bittersüßes Gefühl, das Verschwinden dieses geschäftlich-sozialen Raumes zu sehen, an dessen Stelle auf dem Land in den kleinen ungarischen Dörfern, die gekennzeichnet von Armut und Arbeitslosigkeit sind, meist keine andere Freizeitbeschäftigung tritt als das Internet. Doch nimmt durch das Verschwinden der Dorfkneipen auch der Alkoholismus ab? Und aus welchem Grund schließen mehr und mehr Dorfkneipen?

Von Szeged nach Makó

Ich beginne meine Radreise in der heißen Mittagssonne. Mit meinem Fahrrad und einer kleinen Flasche Wasser mache ich mich auf den langen Weg. Meine erste Station ist Deszk. Diese kleine Siedlung in der südlichen Großen Tiefebene ist im Gegensatz zu den umliegenden Dörfern in den letzten Jahren eher aufgeblüht, weil viele Menschen aus der nahen Großstadt Szeged auf der Suche nach Ruhe, aber auch nach bezahlbaren Häusern hierhergezogen sind. Viele nutzten dabei das Regierungsprogramm CSOK (das ungarische Wort *csók* bedeutet Kuss), staatliche Subventionen bzw. günstige staatliche Kredite für den Immobilienerwerb oder für den Neubau, welche eine Steigerung der ungarischen Geburtenrate bewirken sollen.

Am Stadtrand von Szeged lasse ich zunächst die Rosenplantage von Szőreg hinter mir, um alsbald im Zentrum von Deszk vor »Tibis Pub« zu halten, d. h. Tibis einstigem Pub. Ich fotografiere die Kneipe von rechts und von links, um ihren jetzigen Zustand für die Nachwelt festzuhalten. Es war einer der Orte, wo man der alten Tradition folgte, gemeinsam zu trinken. In den Dörfern und ländlichen Gemeinden war die Kneipe – neben der Kirche – oft der einzige Treffpunkt der Dorfgemeinschaft. Während ich mit meiner analogen Kamera fotografiere – ich habe sie aus reiner Nostalgie nicht durch eine digitale ersetzt –, kommt ein Mann aus dem Nachbarhaus des, wie sich herausstellt, verstorbenen Kneipiers Tibi auf mich zu. Ob ich die Kneipe kaufen wolle, fragt er. Ich erkläre ihm, dass ich nur den Gründen für die Kneipenschließungen in der südlichen Großen Tiefebene nachgehe. Er murmelt etwas und lächelt ein wenig vor sich hin, sodass unklar bleibt, was genau er sagen will oder ob ihm mein Tun möglicherweise unverständlich oder sinnlos vorkommt. Er sagt noch, es gebe hier keine große Geschichte, Tibi sei der Besitzer gewesen, Alkoholiker geworden und pleite gegangen und dann gestorben. Das war's und Schluss, aus, vorbei. Kein Grund, allzu viel darüber nachzudenken. Ich fahre weiter.

Mezőhegyes, April 2023

Das »Ljubo« in Deszk hat auch geschlossen, in der Hargitha utca gibt es anstelle der Kneipe jetzt einen Laden. Das Lokal an der Bem utca hat seine Pforten ebenso geschlossen. Die Gründe für das Kneipensterben in Deszk sind unter anderem in der veränderten Zusammensetzung der Bevölkerung zu suchen. Während die Einheimischen in die Stadt gingen, zogen in großer Zahl junge Familien hierher. Ihre Sozialisation fand jedoch im nahe gelegenen Szeged statt. Die Dorfkneipen sind den meisten von ihnen kulturell fremd.

Ich radle weiter, zunächst auf dem Radweg, der durch die Wurzeln der Bäume fast unpassierbar geworden ist und dann plötzlich unter mir ausläuft, so dass ich auf der Hauptstraße weiterfahren und neben den vorbeidonnernden Lastwagen das Gleichgewicht halten muss. Ich erreiche das nächste Dorf – Klárafalva. Hier ist nur der »Klárai Kikötő« (Hafen von Klára) übriggeblieben. Dann komme ich nach Ferencszállás, dem »europäischsten« aller ungarischen Dörfer: Bei dem 2003 durchgeführten Referendum über den EU-Beitritt stimmten die Einwohner*innen zu 91,6 Prozent mit »Ja«. 2023 gibt es hier nur noch ein Geschäft und noch einen mobilen Laden. Von den einst drei Kneipen ist nur noch eine geöffnet.

Ins »Sturmland«

Bei meiner Ankunft in Makó, finde ich den »Gondűző« (Sorgenbrecher) geöffnet vor. Natürlich bleiben die Sorgen weiterhin aktuell, vor allem hier, in der südlichen Tiefebene unweit des »Sturmlandes« (*Viharsarok*), wo gleichzeitig der Boden auszutrocknen droht und es an Arbeitsplätzen mangelt und wo die Gemeinde die landesweite Statistik der durch Alkohol ausgelösten Erkrankungen anführt. Das »Ámor presszó« in Makó ist zwar auch noch geöffnet, steht aber ebenfalls bereits zum Verkauf. Nach Angaben des (Noch-) Besitzers sei die einst blühende Kneipenszene von Makó mittlerweile verschwunden. Die drastisch gestiegenen Kosten machten den Kneipenbetrieb schlicht unrentabel. Stolz fügt er hinzu, dass Babys von Paaren, die sich hier kennengelernt oder gar geheiratet hätten, tatsächlich »Amor-Babys« genannt würden.

Mezőhegyes, August 2023

Ich fahre in nordöstlicher Richtung weiter durch die südliche Tiefebene. Im vergangenen Jahr (2023) erst wurde die seit 150 Jahren betriebene Eisenbahnstrecke Újszeged – Battonya, einst Teil der Verbindung Arad – Szeged (– Budapest), stillgelegt. Hier verkehrten die in ganz Ungarn anzutreffenden Dieseltriebwagen vom Typ Bz aus tschechoslowakischer Produktion. Die Stilllegung war ein sehr umstrittener Schritt des Verkehrsministeriums, der zu einer weiteren Marginalisierung der Region führen dürfte.

Von Makó nach ’hegyes

Je weiter ich mit dem Rad in Richtung Osten fahre, desto näher komme ich der rumänischen Grenze. Dieser Teil Ungarns im Dreiländereck Rumänien-Serbien-Ungarn, war während der Habsburger Monarchie ein wichtiges landwirtschaftliches Zentrum, im Sozialismus ebenso ein Zentrum der Leichtindustrie. Die Entvölkerung schreitet rapide voran.

In dem Grenzort Nagylak sind nicht nur die Kneipen geschlossen, sondern es fallen auch die zahlreichen verlassen oder verfallen wirkenden gastronomischen Einrichtungen auf, die auf den internationalen LKW-Verkehr in und aus Richtung Rumänien ausgerichtet waren. Die geschlossenen Motels, Fast-Food-Restaurants und Kneipen zeigen auch die Veränderungen in der Folge des Ausbaus der Verkehrsinfrastruktur, der den Dorfbewohner*innen zweifellos auch mehr Ruhe brachte. Mit der durchgehenden Autobahn zwischen Rumänien (A1) und Ungarn (M43) wurde die Nationalstraße vom Schwerlastverkehr entlastet und das Dorf vereinsamte, Arbeitslosigkeit und Armut blieben.

Ich verlasse Nagylak und folge der 43er Straße nun in Richtung Westen nach Magyarcsanád. Dort finde ich nur mehr die Spuren der mittlerweile geschlossenen Dorfkneipen. Der »Hangulat Italbolt« (Getränkeladen Stimmung), wobei das neutral klingende Wort *italbolt* hier euphemistisch für »Kneipe« steht, überlebte bis vor

Magyarcsanád, August 2023

Csanádpalota, August 2023

wenigen Jahren. Doch infolge des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine stiegen die Betriebskosten so stark, dass die örtlichen Trinkhallen sie nicht mehr decken konnten und zumachten.

Bei meinem Besuch in Kövegy höre ich, die Lebensmittelläden hätten eine multifunktionale Rolle erhalten, weil sich die Gewohnheiten der Kund*innen und die Vorschriften für den Einzelhandel geändert hätten. Hier wie in den umliegenden Gemeinden ist der Laden Lottoannahmestelle, Kneipe, Restaurant und Treffpunkt des Ortes in einem. Oft ist auch ein Raum für den staatlich geregelten Verkauf von Tabakwaren im Laden abgeteilt. Diese mehrfache Funktion des Ladens soll unter den veränderten Umständen weiterhin für Rentabilität sorgen. Dorfgeschäfte konnten im Rahmen des Széchenyi-Plans (landesweites Infrastrukturprogramm der Regierung) Zuschüsse für Renovierungen oder einzelne Umbauten beantragen. Für eine Gaststätte wäre ein Antrag auf Subventionen nicht möglich gewesen, für einen Lebensmittelladen hingegen schon.

Nach Ansicht vieler ehemaliger Besucher*innen hat auch das Verschwinden der Spielautomaten aus den Gaststätten die alte Kneipenkultur beseitigt. So ist ebenso in Csanádpalota und Pitvaros die Zahl der Kneipen zurückgegangen. Auch mein Gesprächspartner schlürft sein Bier aus dem örtlichen Laden allein auf den Stufen vor einer geschlossenen Kneipe. Man munkelt, die Jugend trinke nicht so viel, sondern nehme eher synthetische Drogen. Laut regionaler Berichterstattung sei dies das »Krebsgeschwür der ungarischen Provinz«. Billige Designerdrogen hätten die Provinz in den letzten zehn Jahren regelrecht verwüstet. Die räumliche Verteilung der Nachfrage ist proportional zum regionalen Armutsniveau. Der Drogenkonsum ist ein schneller und billiger Weg, der Realität zu entfliehen, macht die Menschen aber auch schneller kaputt als Alkohol.

’hegyes und seine Weiler

Sobald ich die Grenze des Komitats Békés überquere, sehe ich die ehemaligen Getreidespeicher vor mir aufragen. Hier schlossen in den letzten Jahren nicht nur die Dorfkneipen, sondern fast alle Dienstleistungseinrichtungen. Seit einigen Jahren gibt es hier nicht einmal mehr ein Geschäft. In den Weiler 56, Belsőperegpuszta – die Weiler sind jeweils mit einer Nummer versehen und in größere Verwaltungseinheiten, wie zum Beispiel Belső- oder Külsőperegpuszta eingeordnet – kommt der mobile Laden (ein Lieferwagen mit Verkaufstheke) zweimal in der Woche. Wenn man dringend etwas braucht, muss man ca. 10 km nach Mezőhegyes fahren. Meinen lokalen Gesprächspartner, der kein Auto hat und auch mit dem Fahrrad fährt, stört vor allem das Fehlen eines Tabakladens und ebenso, dass es in

Weiler 57, Belsőperegpuszta

den umliegenden Weilern keine Gemeinschaftsräume mehr gibt. Nach Mezőhegyes selbst fließt derzeit viel öffentliches Geld für die Wiederbelebung der Pferdezucht. Doch er fühlt sich als Roma ausgegrenzt und bekommt nicht einmal eine der Arbeiten, die im Rahmen des staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramms (*közmunka* ~ gemeinnützige, meist sehr niedrig entlohnte Arbeit) vergeben werden. Auch die soziale und infrastrukturelle Situation der Dörfer wird weder vom Staat noch von der Gemeinde Mezőhegyes angegangen, sondern bleibt schlicht dem Verfall überlassen.

Dennoch liegt in der Suche nach alten Dorfkneipen zwischen üppigen Akazienhainen und bröckelnden Lehmhäusern eine gewisse Romantik: Aus einem der noch bewohnten Häuser des Weilers 48, Külsőperegpuszta, höre ich ein Lied des Nachmittagsprogramms im Radio Dankó, ein Schmetterling stürzt sich auf eine Mohnblume im Weizen und unter dem dichten Efeu taucht schön verziert das Baujahr eines der Lehmhäuser auf: 1912.

Von der Kneipe zur Reha

Die Pseudoromantik des abbröckelnden Putzes der geschlossenen Kneipen wird durch den verbreiteten schweren Alkoholismus in Ungarn jedoch unweigerlich gebrochen. Die allgemeine gesellschaftliche Akzeptanz des Alkoholismus ist hoch. Sogar der Ministerpräsident schrieb dem Alkoholgenuss eine wichtige Funktion für die ungarische Identität zu, indem er *pálinka* (Obstbrand) im Parlament als »Grundnahrungsmittel« bezeichnete und in dieser Antwort auf die Frage eines Abgeordneten zudem explizit auf den (aus seiner Sicht) »soziologischen« Unterschied zwischen Menschen vom Lande (Orbán sprach diesbezüglich von »mi« – uns) und jenen aus der Stadt einging, welche nicht nachvollziehen könnten, dass *pálinka* den Stellenwert eines Grundnahrungsmittels habe. Angesichts der sozialen Verankerung des Alkoholkonsums gerade auf dem Land ist dies ein klar populistischer politischer Schachzug. Denn die vollständige Steuerbefreiung von selbstgebranntem *pálinka*, durchgesetzt im Konflikt mit der EU 2022, führte zu einer zusätzlichen Legitimierung des Alkoholkonsums und verschleiert dessen problematischen, in verschiedener Hinsicht schädlichen Charakter.

Weiler 47, August 2023

Peregpuszta, August 2023

Individualisierung des ländlichen Trinkens?

Die meisten ehemaligen und auch aktuellen Kneipiers bringen das Verschwinden der Dorfkneipen mit einer politisch-wirtschaftlichen Umstrukturierung in Verbindung, die der Austrockung des Schwarzmarktes dient, und im Zuge derer Hygienevorschriften stärker kontrolliert werden. Durch ein zusätzliches Kontrollsystem der Regierung wurde auch der weitverbreiteten Pantscherei ein Riegel vorgeschoben. Das bisherige System sei nur rentabel gewesen, sagen manche, weil es auf Betrug beruhte und der Kneipenwirt alkoholische Getränke billiger anbieten konnte, sodass sich auch Geringverdiener diese noch leisten konnten. Die ehemaligen Gäste trinken nun zu Hause in der Küche oder auch im Schuppen (weiter).

Die ländliche Kneipe als zugleich sozialer Ort erscheint vielschichtiger, vielleicht sogar anspruchsvoller und ermöglicht einen Rest reziproken Achtgebens aufeinander. So sahen einige meiner Gesprächspartner vor Ort die Gründe für das zunehmende Verschwinden der Dorfkneipen auch in den weitreichenden gesellschaftlich-medienhistorischen Veränderungen. Sie sagten, die Leute redeten heute nicht mehr miteinander, sondern säßen nur mehr zu Hause vor dem Computer oder dem Mobiltelefon und gingen also nicht mehr in die Dorfkneipe, um ihre Nachbar*innen zu treffen.

Gegen Ende meiner Radtour überlege ich, ob die verschwindende Kultur der Dorfkneipen hier und sonst im östlichen Europa irgendwann auch als Teil des Kulturerbes geschützt werden wird. Oder werden die Dorfkneipen einfach aussterben?

Meine Radtour hat auch gezeigt, dass der Alkoholismus nicht verschwunden ist, nur weil mehr und mehr Kneipen schließen, sondern dass er sich räumlich verlagert hat. Kneipenschließungen sind mehr als der Verlust eines sozialen Raumes in ländlichen Gemeinden. Sie sind vielmehr Ausdruck eines tiefgreifenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Wandels. Ob es allerdings eine Bewegung zur Wiederbelebung der Dorfkneipen geben wird, bleibt eine offene Frage.

Belsőperegpuszta, August 2023

Komitat Békés, August 2023

Indira A. Hajnács war schon immer von einer kontemplativen Interpretation der sozialen und kulturellen Phänomene ihrer Heimatregion, Mittel- und Osteuropa, geprägt. Nach ihrem BA-Studium der Deutschen und Französischen Philologie an der ELTE in Budapest wurde sie durch ihr MA-Studium Kulturen und Literaturen Mittel- und Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin genau dafür gerüstet. Seit 2023 arbeitet sie am GWZO in dem SAW-Forschungsprojekt »Anpassung und Radikalisierung. Dynamiken der Populärkultur(en) im östlichen Europa vor dem Krieg« an ihrer Dissertation über traditionelle ungarische Musik und Politik.

Fund**stücke**

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Brandschutz(belehrung)

Nichts ist so schnöde, öde und blöde wie immer wiederkehrende verpflichtende Belehrungen. Als Brandschutzbeauftragter hatte Matthias Breckheimer jährlich eine entsprechende Schulung durchzuführen. In vielen Büros findet sich noch eine kleine Erinnerung daran in Form eines roten Merkblattes, das erläutert, was im Brandfall zu tun ist. Wie aber ist das Publikum dazu zu bringen, zuzuhören?

Denken Sie nicht, ich werd' Sie leimen
Und was Neues zusammenreimen!
Die Brandschutzordnung muss es richten,
Da kann ich nichts zusammendichten!

Schon die alten Römer wussten
Sich zu helfen, wenn es brannte.
Jeder kam auf seine Kosten,
Wenn er diesen Spruch hier kannte:

Unus ignis quis vir in corpore
se multum ab audere et
exclamavit: »Studium fuga
meum impedire!«*

Nun sind die Lateiner sehr gefragt,
Wer ist der Erste, der was sagt?
Die Übersetzung – nicht viel nachgedacht
Ist dann auch recht schnell gemacht:

»Hörst du, wie die Flammen flüstern,
Knicken, knacken, krachen, knistern,
Wie das Feuer rauscht und saust,
Brodelt, brutzelt, brennt und braust?«

James Krüss hat hier erfasst,
Wie das Feuer prickelnd prasst,
Bessere Verse zu verfassen,
Muss der Laie unterlassen:

»Siehst du, wie die Flammen lecken,
Züngeln und die Zunge blecken,
Wie das Feuer tanzt und zuckt,
Trockne Hölzer schlingt und schluckt?

Riechst du, wie die Flammen rauchen,
Brenzlig, brutzlig, brandig schmauchen,
Wie das Feuer, rot und schwarz,
Duftet, schmeckt nach Pech und Harz?«

*

Unus	ignis	quis	vir	in	corpore	se	multum
Ein	Feuer	wer	Mann	in	Leib	sich	viel

ab	audere	et	exclamavit:	Studium	fuga	meum	impedire!
vom	Wagen	und	rief:	Eifer	Flucht	mein	hindern

Wenn ich über Brandschutz nun belehre,
Ist es gewiss in eurem Sinne,
Wenn ich mit flottem Spruch beginne,
So nehm' ich dem Ganzen seine Schwere.

Ihr sitzt hier nicht für Spaß und Spesen,
wer mich nicht hören will, kann lesen!

»Ein guter Mensch gibt gerne acht,
Ob auch kein and'rer Feuer macht;
Und strebt durch häufige Belehrung
Nach seiner Bess'rung und Bekehrung.«

»Aber was muss man oft von bösen
Kollegen hören oder lesen!«
»Die, anstatt durch weise Lehren
Sich zum Guten zu bekehren,
Oftmals noch darüber lachen
Und heimlich sich ein Feuer machen.«

Jeder muss nun dies verstehn
Und mal auf die Pinnwand sehn.
Dies zu lesen seid verpflichtet,
Wenn ihr Arbeit hier verrichtet!

Niemals darf ich Tür'n verstellen,
Nirgends darf Müll überquellen,
Türen müssen sanft zugleiten,
Sonst kann sich der Rauch verbreiten.

Und auch nach dem Kopieren
Schließ' ich – so ist es Gesetz –
Treulich zu der Kammer Türen,
Bevor ich an den Schreibtisch hetz'!

Ist die Tat bereits begangen
Und es brennt schon in den Zimmern,
Muss ich an die Klinke langen,
Wegzusperren des Feuers Glimmern.

Raucht's bereits aus allen Fugen,
Gehör ich gerne zu den Klugen,
Die die Tür geschlossen lassen
Vor dem wüsten Feuerprassen.

Fenster öffnen ist verboten,
auch das gehört zu den Geboten,
Muss aber mal gelüftet sein,
so lasst das Fenster nie allein.

Denn: »Das Gute – dieser Satz steht fest –
Ist stets das Fenster, das man lässt!«

Willst Du lebend noch dabei sein,
Muss die Rettungstür auch frei sein.
Flucht, die man nicht ergreifen kann,
Freuet nur den Sensenmann!

Durch enge Gassen gibt's kein Entkommen,
haben wir bereits Schillers Tell entnommen.
Und wenn auch du die Freiheit willst,
Die Gänge niemals du verstillst.

Alle Künstler lieben Bilder,
Uns genügen hier die Schilder:
Grün und schön und auch mit Pfeil
Weiß ich, wo zur Flucht ich eil'.

Dieser Plan, sehr schön gemalt,
Wurde mit viel Geld bezahlt,
Damit wir bei Gefahr auch wissen,
Wie wir uns ganz schnell verp***.

Jeder sollte ihn auch kennen
Und für sich allein studieren,
Kann den Fluchtweg nachts benennen,
im Rauch niemals sich verlieren.

Doch die Kringel hier, die zeigen,
Ja – ich kann es nicht verschweigen –
Wo sie gar nicht funktionieren
Unsere sich'ren Brandschutztüren.

Dieser Plan, schön anzuschauen,
Zeigt, wo man so manches findet.
Er gilt für Männer wie für Frauen,
Zeigt uns, wie man Feuer bindet.

Lasst es euch nicht zweimal sagen
Und denket Euch, wie viel es nützt.
Denn was man rot auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

1 Prosaische Randbemerkung: Diese Inschrift aus dem 3. Jh. n. Chr. wurde bei einer Grabung auf dem Burgplatz in Leipzig gefunden. Sie wirft grundsätzliche Fragen zu den bisherigen Forschungsgebieten des GWZO (Germania Slavica) auf:
1. Gab es überhaupt eine Germania Slavica?
2. Sind die Grenzen zur Germania Romana anders zu ziehen?
3. Waren römische Besatzer bereits im 3. Jahrhundert in der sog. »Germania Slavica«?

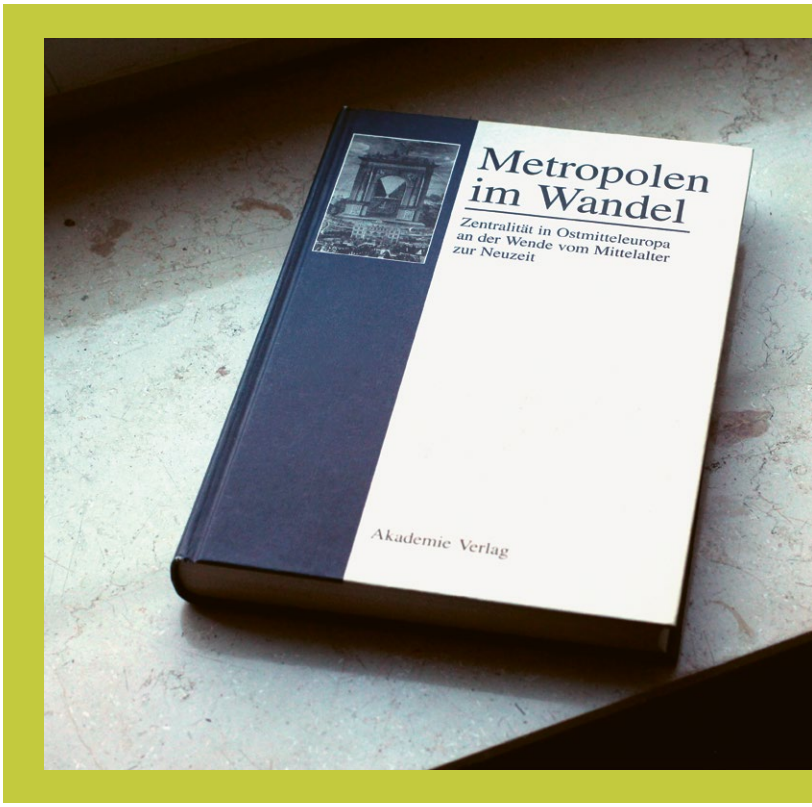
Matthias Breckheimer ist Brandschutzhelfer am GWZO. Darüber hinaus schützt er Bücher.

Ein ungeliebtes Kind?

Der Kunsthistoriker Wilfried Franzen findet im Vorbeigehen ein im GWZO entstandenes Buch, das ihm nicht nur zupasskommt, sondern ihn obendrein zu medienhistorischen Anmerkungen veranlasst.

Es gehört zu den gar nicht mal so unüblichen Gepflogenheiten meiner Leipziger Hausnachbar*innen, dass sie beim Auszug oder bei anderen Gelegenheiten nicht mehr Benötigtes im Hausflur auf dem Fenstersims hinterlassen. Von Küchenutensilien über Musik-CDs und Kleidung bis hin zu Topfpflanzen ist alles dabei – vor allem sind es aber Bücher: sowohl Belletristik als auch Fachbücher zu den unterschiedlichsten Disziplinen, von Ätiologie bis Endokrinologie und über Mnemonik bis hin zu Zahntechnik. Man mag dies, ganz kulturpessimistisch, dem allgemeinen Trend zuschreiben, dass gedruckte Bücher zunehmend durch digitale Onlineformate verdrängt werden und ähnlich wie Musikschallplatten nur noch ein Nischendasein fristen werden. Doch zeigt diese Praxis auch: Es wird weiterhin viel »Hardware« gelesen und auf diesem Weg einem geneigten Nachnutzer oder einer Nachnutzerin dargeboten.

Vor nicht allzu langer Zeit entdeckte ich auf besagtem Fenstersims ein Buch in einem sehr vertrauten Layout: Es handelte sich um einen frühen (inzwischen vergriffenen) Band der GWZO-Hausreihe »Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa« mit dem Titel »Metropolen im Wandel. Zentralität in Ostmitteleuropa an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit«. Dieser Zufallsfund kam mir gleich in zweierlei Hinsicht entgegen. In eben jenem Band musste ich einige Seitenzahlen für mein aktuelles Publikationsvorhaben nachschlagen und konnte mir so den – ansonsten fraglos immer lohnenswerten – Weg in unsere Institutsbibliothek sparen. Doch nicht nur das: Dass dieser Band just im Gründungsjahr des GWZO veröffentlicht wurde, macht ihn obendrein zum perfekten Fundstück für diese Jubiläumsmitropa, ist er doch aufs Engste mit der Gründungsgeschichte des GWZO verbunden.



Der Band stellt, wie es im Klappentext heißt, »ostmitteleuropäische Metropolen und Zentren im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance als Orte und Faktoren staatlicher Repräsentation sowie ethnischer, kultureller und gesellschaftlicher Pluralität und Integration vergleichend dar« und akzentuiert »Ostmitteleuropa als kulturelle Kontaktzone«. Er geht auf ein Symposium zurück, das am Vorläufer des GWZO, dem Forschungsschwerpunkt Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, abgehalten wurde. Dieser hatte 1992 – zunächst gefördert von der Max-Planck-Gesellschaft – als Nachfolgeeinrichtung der Akademie der Wissenschaften der DDR seine Arbeit aufgenommen. Die drei Herausgeberinnen (Evamaria Engel, Karen Lambrecht und Hanna Nogossek) waren allesamt Mitarbeiterinnen im 1994 eingerichteten Arbeitsschwerpunkt »Metropolen Ostmitteleuropas«. Eben jenes Metropolenprojekt wurde im Folgejahr am neugegründeten GWZO fortgesetzt und prägte nachhaltig die kultur- und kunstwissenschaftlichen Forschungen am Haus. Das Schlusswort des Symposiumsbandes verfasste der Gründungsdirektor des GWZO, Winfried Eberhard. Für die Redaktion zuständig waren Andrea Langer, langjährige Mitarbeiterin im Metropolen- und später im Jagiellonen-Projekt, sowie Uta Bock, die als Hauslektorin am GWZO wirkte. Schließlich war ein gewisser Jürgen Heyde, der bis heute mit vielen Projekten und in diversen Funktionen mit dem Haus verbunden ist, für die Textgestaltung verantwortlich. Doch steht der Band nicht nur für die Forschungs- und Mitarbeiter*innengeschichte des GWZO, sondern auch für seine Vernetzung in Ostmitteleuropa: Unter den Autoren lesen wir zahlreiche Namen von Kollegen und Kolleginnen, mit denen wir zum Teil bis heute zusammenarbeiten, u. a. Jan Harasimowicz, Ernő Marosi (†) und František Šmahel.

Dieser Band ist als Nr. 3 der Reihe »Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa« erschienen, die noch am Berliner Institut gegründet worden war, um Tagungsbände, Qualifikationsschriften usw. als Ergebnisse des Forschungsschwerpunkts sichtbar zu machen. Die Reihe wurde ohne Namensänderung vom GWZO übernommen und in dessen Satzung verankert. Band 3 ist dabei zugleich der letzte, der beim Berliner

Akademieverlag erschien. Nachdem der erste »Leipziger« Band (»Ständefreiheit und Staatsgestaltung in Ostmitteleuropa. Übernationale Gemeinschaften in der politischen Kultur vom 16.–18. Jahrhundert«. Hg. von Joachim Bahlcke, Hans-Jürgen Bömelburg, Norbert Kersken) wie in einem buchmacherisch-institutionellen Intermezzo beim Universitätsverlag Leipzig veröffentlicht wurde, entschloss man sich, die folgenden Bände vom renommierteren Franz-Steiner-Verlag verlegen zu lassen. Die erste Veröffentlichung bei Steiner (»Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica«) wurde – wie es der Zufall wollte – vom späteren Nachfolger Winfried Eberhards als Direktor des GWZO, Christian Lübke, herausgegeben. Der Steiner-Verlag übernahm das Cover-Layout, der dunkelblaue Streifen wurde nun weinrot. Man blieb auch ansonsten der gediegenen und zugleich nüchternen Gestaltung der ersten Bücher treu, die sich durch den Verzicht auf Textabbildungen, einen Tafelteil mit Schwarz-Weiß-Abbildungen in eher minderer Qualität und die Nutzung eines vor allem für den Schriftdruck geeigneten Werkdruckpapiers auszeichnete (gerade diese technischen Rahmenbedingungen führten bereits 2005 zur Neugründung zweier weiterer GWZO-Reihen, »Studia Jagellonica Lipsiensia« und »Visuelle Geschichtskultur«, die den Ansprüchen kunsthistorischer wissenschaftlicher Veröffentlichungen Genüge tun sollten).

Nach Band 50 (»Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa«. Hg. von Martina Maříková und Christian Zschieschang) zog die Reihe im Jahr 2016 gemeinsam mit allen weiteren GWZO-Reihen zum Böhlau-Verlag um – und fünf Jahre später zum Dresdener Sandstein Verlag. 2026 wird sie im Zuge der Neuausrichtung der GWZO-Publikationsstrategie eingestellt. Die Bände erscheinen inzwischen sowohl in gedruckter Form als auch im *open access*. Eine solche Ausgabe ließe sich hingegen schwerlich als »nicht mehr gebraucht« auf einem Fensterbrett ablegen. Freilich geht die Tendenz in unserem Wissenschaftsbetrieb zunehmend dahin, ganz auf das gedruckte Buch zu verzichten. Ist dies also die Zukunft auch unserer Buchreihen? Gerade solche beiläufigen Funde, die ganz neue Perspektiven und Erkenntnisse bieten können, blieben in einer rein digitalen Welt mit von Algorithmen gesteuerten Suchmaschinen (zumindest in dieser Form) wohl aus.

Der Kunsthistoriker **Wilfried Franzen** ist am GWZO im Direktionsbereich »Transfer und Publizieren« u. a. für die oben genannte Schriftenreihe zuständig, leitet das TG70-Projekt »Bewegung-Begegnung-Konflikt« und ist Mitherausgeber des »Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa«. Das gedruckte Buch ist aus seiner Sicht – gerade für ein bildaffines Fach wie Kunstgeschichte – trotz aller Möglichkeiten, die digitale Formate zu bieten haben, weiterhin unentbehrlich für die Wissensvermittlung.

Lieber Herr SeitenBlick

Die Bibliothekarin Bettina Haase schreibt (k)einen Brief an die Buchhandlung SeitenBlick in Leipzig-Lindenau, einen langjährigen Partner des Instituts, gewonnen zu Zeiten des Standortes in der Luppenstraße.

Als ich 2006 mein erstes studienbegleitendes Praktikum in der Bibliothek des GWZO absolvierte, ging ich nicht davon aus, dass sich daraus einmal eine Langzeitbeziehung entwickeln könnte. Darüber sind inzwischen fast zwanzig Jahre vergangen und dass ich nun ein Fundstück für eine Jubiläumsausgabe der Mitropa schreibe, erfüllt mich einerseits mit Dankbarkeit, anderseits mit Sprachlosigkeit. Dankbarkeit über einen Arbeitsort, an dem ich mit so vielen Menschen zusammenarbeiten darf, die auf ihre Weise etwas bewegen wollen. Sprachlosigkeit, weil seither schon wieder so viele Jahre vergangen sind. Wer einmal im GWZO gearbeitet hat, kommt von dessen eigentümlicher Sogwirkung nicht los. Denke ich an meine ersten Jahre als studentische Hilfskraft, dann waren sie sowohl im Hinblick auf die Arbeit im Institut als auch auf das Leben in der Stadt behaglich und ruhig. Es gab noch keine Zoom-Meetings und keine AG Nachhaltigkeit, es gab noch keine Unisex-Toiletten, und am Cospudener See fand man im Sommer noch ohne Probleme eine freie Badestelle. Wir hausten im Westen von Leipzig in einem senfgelben Backsteinbau unweit vom Lindenauer Markt. Ein traurig beschaulicher Ort. Mit jeder Weihnachtsfeier litt die Auslegware des Konferenzraums ein Stück mehr. Aus Rotweinflecken und Brandlöchern von Zigaretten entstand ein bunter Teppich der Erinnerung. Heute wirken diese Weihnachtsfeiern legendär und selbst jene, die nie dabei gewesen waren, erzählen von ihnen. Die Jahre in der Luppenstraße haben sich in meinem Gedächtnis als milde Jahre eingeprägt. Ich weiß nicht, ob es auch gute Jahre waren, aber es waren Jahre, in denen Worte noch nicht so viel Spaltkraft besaßen, wie sie es heute tun. Seit unserem Umzug in die Innenstadt im Jahr 2010 hat sich viel verändert. Im GWZO arbeiten inzwischen so viele Menschen, dass ich gar nicht mehr alle beim Namen kenne und sie zweifelsfrei einer Abteilung oder einem Projekt zuordnen kann. Die Verlage unserer Publikationsreihen haben mehrmals gewechselt und unsere Corporate Identity änderte sich von Förstergrün in Tiefseeblau. Dank unseres neuen Trägers, der Leibniz-Gemeinschaft, schöpfen wir aus einem Meer der Möglichkeiten. Exzellenz verpflichtet. Exzellenz treibt uns an. Exzellenz zwingt uns aber manchmal auch ganz schön in die Knie. Die vergangenen Jahre waren Jahre des Umbruchs. Von der Homepage über den Institutssitz bis zur Leitung. Alles hat sich verändert und von Grund auf erneuert. Nur eine Konstante ist geblieben. Unser Buchhändler am Lindenauer Markt.

Es hat eine Weile gedauert, bis ich begriffen habe, dass es Herrn SeitenBlick gar nicht gibt, dass Herr SeitenBlick eigentlich Frau Simon und Herr Weber sind. Dass Firmenname und Familienname ineinander übergehen, eine neue Identität bilden, dass Beruf und Privates dauerhaft verschmelzen, das ist vielleicht das größte Los der Selbständigkeit. Einen inhabergeführten Buchladen seit zwanzig Jahren am Laufen zu halten, sein Geld überhaupt mit Büchern zu verdienen, ist nichts als Unvernunft. Es ist unvernünftig, weil man mit Büchern nicht nur kein Geld verdient, sondern weil die Tage auch kein Ende haben und die

Wochenenden keine Wochenenden sind und der Urlaub auf ein strenges Maß reduziert wird. Nur mit viel Selbstdisziplin und Selbstaufgabe schafft man es, einen Buchladen in Zeiten des Online-Handels und großer Buchketten über die Zeit zu bringen. Die Buchhandlung SeitenBlick hält ein ganzes Viertel zusammen und schafft dies auf sehr geistreiche Art. Untergebracht in den Räumlichkeiten einer ehemaligen Apotheke bietet sie ihren Kundinnen und Kunden zwar keine bittere Arznei, aber Heilung durch das geschriebene Wort. Aber nicht nur das. Der Buchladen ist vielmehr als Begegnungsort zu verstehen. Seit der Eröffnung im April 2004 initiiert die Buchhandlung SeitenBlick literarische Stadtspaziergänge, auf denen man Lindenauer Literaturgeschichte erleben kann. Die Adventsrätsel dienen der literarischen Weiterbildung und eine kleine Auswahl druckgraphischer Werke von Leipziger Künstlern sind eine angenehme Alternative zum sonstigen Nippes, der heute oft in Buchhandlungen angeboten wird. So viel Engagement ist auch dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels nicht entgangen, der die Buchhandlung 2016 und 2022 mit dem Deutschen Buchhandlungspreis auszeichnete.

Als das GWZO in Lindenau beheimatet war, lag es auf der Hand, den deutschsprachigen Literaturbedarf fußläufig zu beziehen. Das hat sich auch nicht geändert, als wir 2010 neue Räumlichkeiten im Specks Hof in der Innenstadt bezogen haben. Wir teilen uns mit der inhabergeführten Connewitzer Verlagsbuchhandlung das gleiche Gebäude. Auch Thalia und Hugendubel sind nur einen Steinwurf entfernt. Die Verführung ist groß, sich in die Fänge eines Filialisten zu begeben. Tatsächlich bestellen wir unsere Bücher aber bis heute in der Buchhandlung SeitenBlick. Warum ist das so? Es stand immer außer Frage, unsere Bücher in einer anderen Buchhandlung zu bestellen. Aus Gewohnheit? Aus Anstand? Oder ist es die Brücke nach Lindenau, die wir nicht abreißen wollten? Sicherlich eine Mischung aus allem, vor allem aber ist es die tiefe Verbundenheit zur Buchhandlung unseres Vertrauens, die man so wenig wechseln sollte wie seinen Hausarzt.

Seit Jahren bringen die Inhaber*innen Fahrradtaschen voller Bücher zu uns in die Bibliothek. Sie trotzen Regen, Schnee, Eis und Corona. Meist erfolgt die Übergabe der Bücher in aller Stille und Bescheidenheit. Unsere Beziehung ist geprägt von Höflichkeit und Distanz, von Wohlwollen und einer tiefen Verbundenheit, die ohne viele Worte auskommt. Umso mehr hat es mich gefreut, als ich darum gebeten wurde, im Februar 2024 eine Neujahrs-

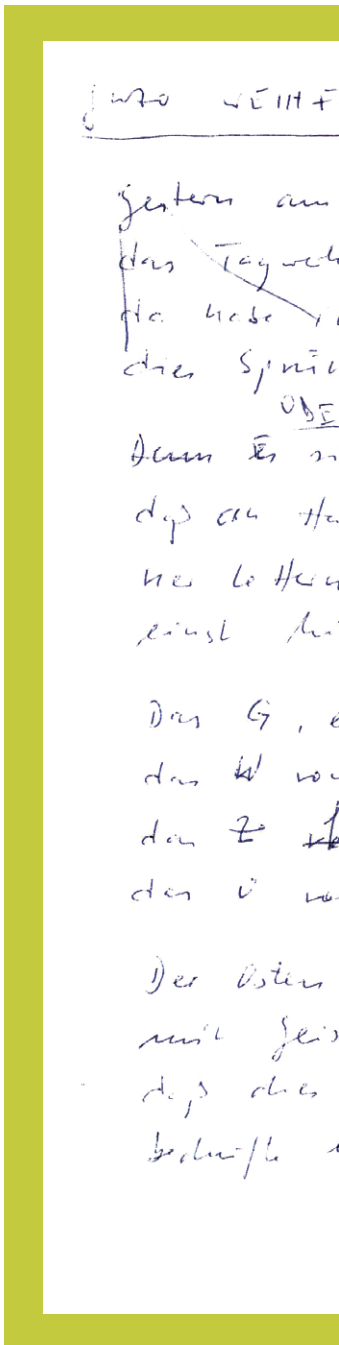
ansprache in der Buchhandlung SeitenBlick zu halten. Ob ich eine kurzweilige und launige Ansprache halten würde, etwas über dauerhafte Beziehungen sagen könnte, denen wir Bücher verdanken. Was mich zunächst sehr gefreut, mir ehrlicherweise sogar geschmeichelt hat, brachte mich schnell in Bedrängnis. Ich hatte die Buchhandlung seit über zehn Jahren nicht mehr betreten. Warum auch. Der Buchhändler kam ja immer zu uns ins GWZO.
Was dann im Februar folgte, war für mich ein sehr berührender Nachmittag. Ich betrat eine Buchhandlung, die sich ihren Kunden nicht anbiedert, nicht mit attraktiven Autorenportraits und Spiegel-Bestsellerlisten den Blick der Leser*innen in eine bestimmte Richtung lenkt. Stattdessen fiel mir sofort die selbst gebaute Verkaufstheke aus Pressspanplatten auf. Zugegeben, der Buchladen könnte einen neuen Anstrich vertragen und die »Kassettendecke« aus Gipsplatten ist ein wüstes Relikt der 1990er Jahre. Trotzdem oder gerade deshalb wirkt die Buchhandlung SeitenBlick auf mich wie ein durch und durch authentischer Ort.

An diesem Nachmittag war der Laden voll mit Freund*innen und Verbündeten, Stammkund*innen und Kulturschaffenden aus Lindenau. Die Atmosphäre hatte etwas von einem erweiterten Wohnzimmer. Alle, die das Ladenlokal betraten, wurden namentlich begrüßt und mit einem persönlichen Wort bedacht. Herr Weber führte heiter durch den Nachmittag, Frau Simon spielte Cello, ich verlas meine Neujahrsansprache. Danach tranken wir Sekt aus Porzellantassen in Ermangelung von ausreichend Sektgläsern. Dieser Moment erinnerte mich an meine ersten Jahre im GWZO, an das Unfertige und Imperfekte, an diese fröhliche Aufbruchstimmung in etwas Unbekanntes, das noch keinen Namen, noch keine Farbe und kein Facebook-Profil hatte. Ich wünsche unserer Buchhandlung wie dem GWZO weiterhin den Mut und die Freude am Unfertigen, am Sekt aus der Porzellantasse.

Bettina Haase ist schon ziemlich lange Bibliothekarin im GWZO und interessiert sich für Menschen und Bücher.

Ode an die Luppenzeiten

Frank Hadler stieß Ende 2022 beim Umzug der von ihm geleiteten Abteilung III aus Etage 4 in Etage 2 auf ein Gedicht von seiner Hand, das er nach der Entscheidung, mit dem GWZO in Specks Hof umzuziehen, zu Papier gebracht und am 16. Dezember 2009 auf der letzten GWZO-Weihnachtsfeier in der Luppenstraße vorgetragen hatte.



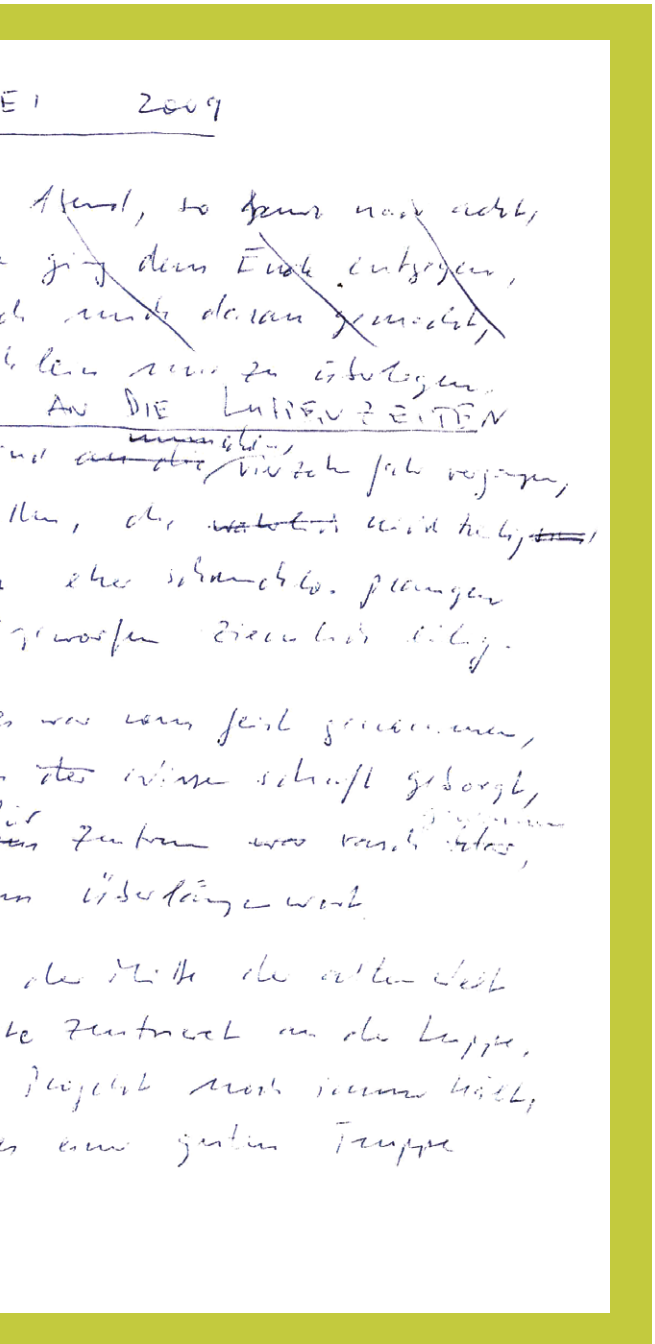
Es sind schon vierzehn Jahr vergangen,
dass in Hallen, die nicht heilig,
vier Lettern eher schmucklos prangen,
einst hingeworfen, ziemlich eilig.

Das G, es war vom Geist genommen,
das W von Wissenschaft geborgt,
das Z für Zentrum rasch gewonnen,
das O vom Überlängenwort.

Der Osten der Mitte der alten Welt
mit Geist zentrieret an der Luppe.
Dass dies Projekt noch immer hält,
bedurfte einer guten Truppe.

Die rückte einst klein an von Berlin,
geführt von Häuptling Winfried E.
Im Topf war was von Dresden drin,
der Rest kam von der DFG.

Begehung hieß das hehre Schätzen,
bei dem man hier und da erfuhr,
wie Gutachter mit ein paar Sätzen
entschieden über Moll und Dur.



Missklang hallte meist nicht lange
durch unser Trockenbaugeviert
und mancher Gast von hohem Range
zeigte sich gar inspiriert.

Wovon? Von dem morbiden Charme,
den wir in Bälde nun verlassen?
Doch wohl von dem, was man
hier leicht und locker konnt' verfassen.

Das war nun wahrlich nicht ganz wenig,
wie bei den Bücherhütern ist zu sehen.
Gleichwohl sollten wir, trotz alledem,
auch immer wieder in uns gehen.

Branding ist heut' superwichtig,
Identity soll corporate sein.
Nur ist dies alles null und nichtig,
wenn Miss- und Kleinmut ziehn herein.

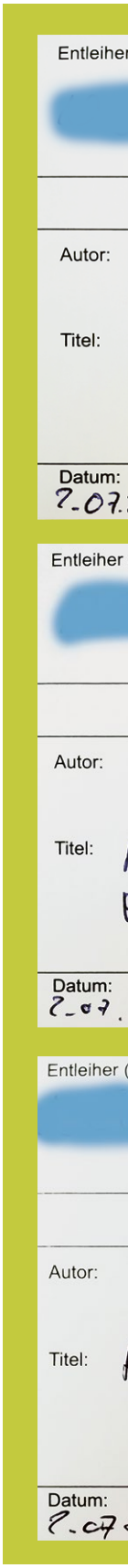
Jetzt zieht die Luppenzeit ans Ende
mit Logo neu und Häuptling L.
In Specks Hof man die Briefe sende,
ab Sommer dann, und der kommt schnell.

(Leipzig, Oststraße 41, im Spätjahr 2009)

Sein 1992 gegründetes Berliner Vorgängerinstitut mitgerechnet, hat das GWZO in Specks Hof eine vierte Adresse. Hier bezog der Historiker **Frank Hadler**, von Anfang an dabei und seit 2017 Leiter der Abteilung Verflechtung und Globalisierung, Ende November 2022 sein fünftes und letztes Büro. Die beim Umzug gefundene Ode hatte er vor dem Auszug aus der Luppenstraße gedichtet. In seinen eigenen Forschungen zum Ersten Weltkrieg analysierte er die »Gedichtflut« des Jahres 1914 und stellte unlängst in einem Aufsatz zur Geschichte der Glazialgeologie fest, dass es die »Ode an die Eiszeit« des Botanikers Friedrich Karl Schimper (1803–1867) war, die 1837 der bald danach einsetzenden Eiszeitforschung ihr Bestimmungswort gab.

Abschied von einem Geschäftsgang (als Einakter)

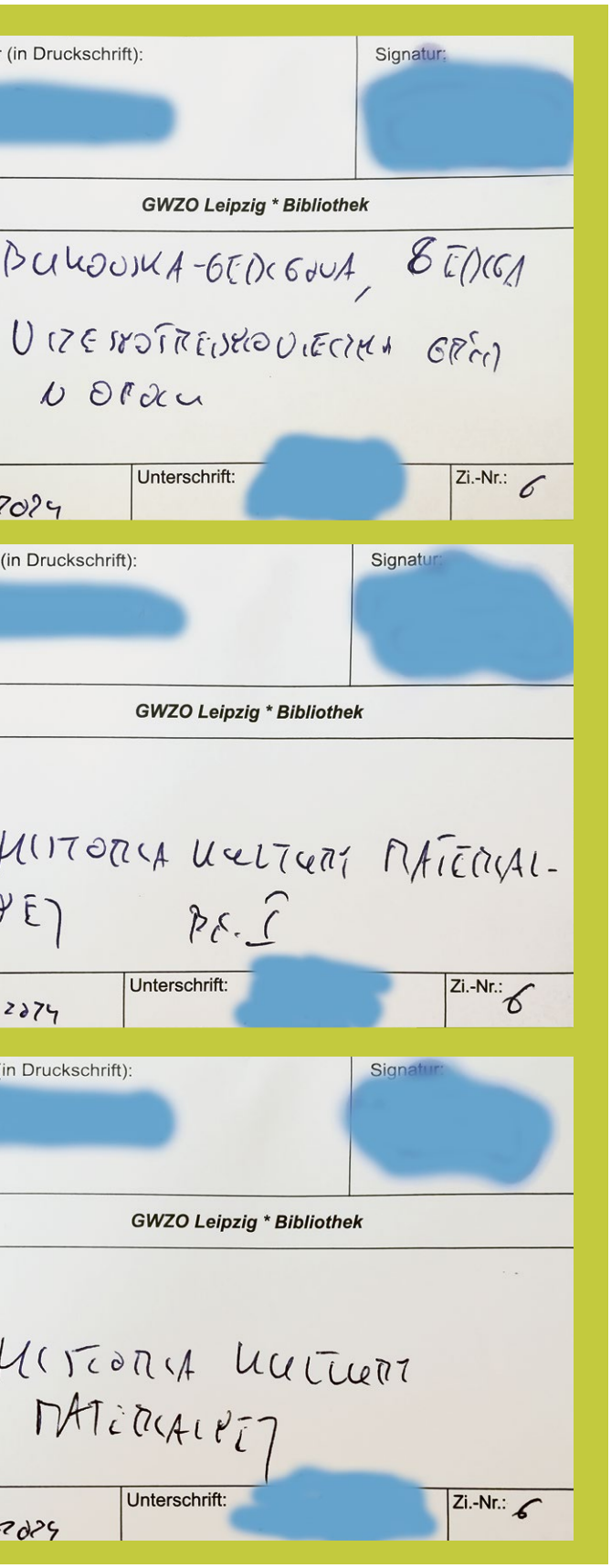
Die Bibliothekarin Johanna Laurenzen verabschiedet in der GWZO-Bibliothek die Epoche des Leihscheins und sich selbst aus dem GWZO in eine der größten Bibliotheken des Landes.



Ein Leihschein ist ein Leihschein ist ein …
war ein »was«?!

[Vorhang auf. Eine Bibliothekarin tritt auf. Freundlich, mit offenem Blick und offenen Armen.] »Herzlich willkommen in der Bibliothek! Ich möchte Ihnen gerne kurz *[Subtext: »Ich werde Sie gar nicht lange in Beschlag nehmen!«]* unser Leihsystem vorstellen. Wir sind leider noch etwas altmodisch, aber perspektivisch wird sich das ändern. Wir nutzen diese Leihscheine *[deutet auf ein kleines Holzkästchen, in dem sich kleine rechteckige Vordrucke befinden, die je Vordruck zwei Durchschläge in gelb und rosa besitzen.]*. Für jedes Buch das Sie ausleihen, müssen Sie einen Leihschein ausfüllen. Hier oben tragen Sie Ihren Namen und die Signatur ein – nicht Ihre Unterschrift, sondern die Signatur des Buches, diese finden Sie auf dem Buchrücken. Ich möchte Sie bitten die Daten leserlich einzutragen, da wir Sie anschließend händisch in unser Bibliotheksmanagementsystem übertragen. Ja, und darunter schreiben Sie bitte den Titel des Buches, den Autor bzw. die Autorin sowie das Datum und Ihre Unterschrift. Die Zimmernummer ist dazu da, dass Sie, falls Sie am Regal einmal auf einen Leihschein anstelle des gesuchten Buches treffen, Sie dennoch sehen können bei welcher Kolleg*in Sie nach dem gewünschten Buch fragen können. Wenn Sie den Leihschein fertig ausgefüllt haben, werfen Sie ihn bitte in diese Pappbox *[deutet auf die handgebastelte Pappbox mit der Aufschrift »Einwurf Leihscheine. Bitte für jedes Buch einen Leihschein ausfüllen. | Throw in loan slips. Please fill out one loan slip for each book.«]*. Wir verbuchen die Ausleihen dann nachträglich im System und Sie bekommen *[entschuldigend mit den Schultern zuckend]* mit etwas zeitlicher Verzögerung eine Ausleihbestätigung per Mail. Für uns ist wichtig, dass Sie wirklich für jedes Buch, das Sie ausleihen, einen solchen Leihschein ausfüllen. Andernfalls werden wir die Bücher als vermisst kennzeichnen und gegebenenfalls neu anschaffen, obwohl sie vielleicht schlicht im vierten oder zweiten Stockwerk des Specks Hof in Benutzung sind.«

So, oder so ähnlich haben wir in der Bibliothek des GWZO circa drei Jahrzehnte das Leihsystem der Bibliothek vorgestellt. »Haben vorgestellt« – Zeitform: Indikativ Perfekt. Der Indikativ Perfekt ist im Kontext der Leihscheine eine dehnbare Angelegenheit. Im Verlauf der Zeit entwickelten sich diverse Varianten dessen, wie das Bibliothekspersonal versuchte »das Leihsystem« und »den Leihschein« den Nutzenden näherzubringen. Die obige Ansprache ist in der Historie der Leihscheine noch recht modern – falls im Zeitalter von Nullen und Einsen in Anbetracht von Stift und Papier-mit-zwei-Durchschlägen das Wort »modern« überhaupt noch bemüht werden darf. Von der Funktion und Benutzung der drei Durchschläge etwa ist in obiger Vorrede schon gar keine Rede mehr. Die Nutzung der Durchschläge gehört



in eine noch grauere Vergangenheit. Aus Gründen des Andenkens folgt hier ein Exkurs zu diesem Erinnerungspartikel eines verstaubten Geschäftsganges:

Weiß-Gelb-Rosa-Verzettelung

Der weiße Zettel war für die Ausleiherin bestimmt. Gelb wiederum diente als Nachweis über die Ausleihe am Standort im Regal. Und der rosa Zettel gehörte in den Kartex an der Bibliothekstheke, welcher fein säuberlich nach der hausinternen Klassifikation geordnet wurde.
Von Zeit zu Zeit trug es sich zu, dass dieser geordnete Kartex infolge ungeschickten Umgangs und der darauf folgenden Wirkmacht der Schwerkraft in wahrer Karten-Mischer-Manier gen Boden segelte. Was damals die ausübende Bibliothekarin zum Fluchen und Haareraufen veranlasste, gehört heute der fast vergessenen Vergangenheit an.
Zum Glück! Na szczęście! Szerencsére! На щастя! Naštěstí!

Anstelle unnötiger Verzettelungen, können wir heute die Nutzer*-innen der Bibliothek folgendermaßen ansprechen: *[euphorische Stimmlage]* »Wir haben es endlich geschafft, uns von den Leihscheinen und der analogen Form der Ausleihe zu trennen! Wir sind im 21. Jahrhundert angekommen und jetzt können Sie – auch bei uns! – ganz selbstständig Ihre Medien ausleihen. *[stolz]* Dafür nutzen Sie bitte diesen Selbstverbucher. Das System ist das gleiche wie in anderen Bibliotheken. *[strahlend]* Falls Sie dennoch Fragen haben, sprechen Sie uns einfach an. Wir helfen immer gerne!«

Und here it is: RFID – eine kleine technische Veränderung im Eingangsbereich der Bibliothek und ein großer Schritt für Sie bei der Benutzung der Bibliothek! – Zu pathetisch? Vielleicht. Aber doch: Der Abschied vom Leihschein und das Willkommen an Radio Frequency Identification ist ein ersehnter Schritt ins Heute. Deshalb möchte ich Sie nun bitten, Ihre frisch gebügelten und gestärkten Taschentücher hervorzuholen. Denn wir wollen Abschied nehmen. Abschied von

- langwierigen Ausleihprozessen – »Muss ich wirklich für jedes Buch einzeln einen Leihschein ausfüllen?«,

- der mühseligen, fehleranfälligen manuellen Eingabe jeder einzelnen Ausleihe und Rückgabe in das Bibliothekssystem – »Aber ich habe das Buch doch zurückgegeben!«,
- völlig unleserlichen Handschriften und deren pseudo-professioneller graphologischer Entzifferung,
- einem Vermächtnis ausgeklügelter Kunst der Bürokratie,
- einem Stück aus der Geschichte der Bibliotheksbenutzung,
- 30 Jahren Leihschein.

Ade!
Und: Auf etwas Neues!

[Abgang. Der Vorhang fällt.]
[Die Erzählerin lugt nochmal durch den geschlossenen Vorhang ins Publikum.]

Moment! So schnell kann es noch nicht zu Ende gehen. Ein Abschied ohne Spiel und Spaß ist kein richtiger Abschied. Daher möchte ich Sie zu guter Letzt noch zu unserem spannenden Gewinnspiel einladen:

Auf Seite 57 sehen Sie drei Leihscheine. Welche Angaben befinden sich auf diesen Leihscheinen? Bitte senden Sie die vollständigen Informationen an: bibliothek@leibniz-gwzo.de

Unter den Einsendungen mit korrekten Lösungen verlosen wir spannende Dubletten mit Bezug zum östlichen Europa. – Mitmachen lohnt sich!

Nun endlich: Lebt wohl!

[Der Spalt im Vorhang schließt sich. Das Licht fadet aus.]

Johanna Laurenzen ist Bibliothekarin und Theaterpädagogin (berufliche Bezeichnung in alphabetischer, nicht chronologischer Reihenfolge). Theatrale Momente im Alltag der Spezialbibliothek des GWZO zu beobachten, waren wunderbares Beiwerk ihrer kurzen und doch so reichen Zeit als Bibliothekarin am GWZO.

Die *klamka* der Erlösung

Maren Röger begibt sich auf die Jagd nach der goldenen *klamka* und geht verschlossenen Fenstern ebenso nach wie dem Zusammenhang von geöffneten Fenstern und der Offenheit wissenschaftlichen Denkens.

Sechs Wochen verbringe eine durchschnittliche Person im Jahr mit dem Suchen von Dingen. Diese Zahl las ich vor Jahren einmal in einem Magazin en passant und sie überzeugte mich sofort. Damals war ich gerade dabei, ein Buch mit fünfunddreißig Beiträgen mitherauszugeben, deren Autor*innen wir zu einem möglichst einheitlichen Aufbau hinführen wollten, um einen handbuchartigen Charakter zu erreichen. Selbst bei bester Ablage

addierten sich damals die Minuten auf, die im Zeitalter des ubiquitären digitalen Speicherplatzes benötigt wurden, um letzte Dateiversionen, sonstige Dokumente und/oder Mails zu suchen.

Beim Wechsel ans GWZO lebte ich für kurze Zeit in der Überzeugung, dass nun die Suche ein Ende genommen habe. Der Nimbus eines Leibniz-Institutes versprach Errettung vor den Niederungen des Nachforschens nach Dingen und Dokumenten, die nicht die reine Lehre der Forschung betrafen. Doch die Schicksalsgöttinnen planten anderes mit mir, und ihr Faden band meine Suchbewegungen nun primär an ein profanes Ding: einen abnehmbaren Griff aus weißem Plastik. Der tiefere Sinn ihres Plans war mir lange nicht ersichtlich.

Die Funktion des abnehmbaren Griffs aus weißem Plastik ist ebenso alltäglich wie elementar: Denn nur mit ihm kann Luft in manche GWZO-Räume eingelassen werden, zuvörderst in die Besprechungsräume im vierten Stock. Doch die soliden Gebrauchsobjekte werden in den Fluren des GWZO zu flüchtigen, kaum zu fassenden Wesen. Auch nach meiner nun längeren Erforschung der Gesamtheit der mythischen Überlieferungen des Instituts muss im Unklaren verbleiben, ob es sich um ein einzelnes Fabelwesen mit praktischer Funktion handelt oder um eine Gruppe. Gesichert scheint mir lediglich nach nun zweijähriger teilnehmender Beobachtung, dass die Verstecke der fabelhaften Fenstergriffe sich institutionellen Hierarchien entziehen. Denn selbst Fragen nach einer eigenen Kopie des Griffs, zuerst zurückhaltend formuliert, dann immer offensiver und letztendlich grell übersteigert nach einer eigenen direktorialen Klinke, die gülden zu sein habe, führten nicht zur Aufnahme in den Kreis der Eingeweihten, sondern brachten mir nur ein geheimnisvolles Lächeln des jeweiligen Gegenübers ein.

So musste ich weitere Lebensminuten, -tage und -wochen damit verbringen, dem Fabelwesen auf den Gängen des Instituts nachzustellen. Nicht nur einmal fiel ich bei meinen Wanderungen in tiefes Nachdenken darüber, warum der Wunsch nach frischer Luft im GWZO mich deutlich stärker umzutreiben schien als viele meiner Besprechungspartner*innen, die sich in den Räumen schon länger eingerichtet hatten.

Auch wenn ich den fabelhaften Fenstergriff selten fand, erfuhr ich doch viel anderes auf meinen Wegen. Wussten Sie etwa, dass die Klinke, *klamka*, auf Polnisch hochsprachlich den Tür- oder Fenstergriff und umgangssprachlich eine Handwaffe bezeichnet? Und das in einem Fensteröffnungsinstitut, Verzeihung, Forschungsinstitut, wo für (Schnell-)Schüsse kein Platz ist? Vor allem aber lernte ich über die Denk- und Sinnesart in manchen Teilen des GWZO: Anstatt der *klamka* der Erlösung nachzujagen, kamen manche Mitarbeiter*innen mit dem Prinzip des *wykombinować* zum Ziel. Denn profane Gabeln oder Löffel können, mit etwas Geschick eingesetzt, ebenfalls zum Erfolg, sprich zur frischen Luft führen.

Sind etwa an ihrem Löffel auf der Fensterbank oder dem Regalbrett die GWZO-Mitarbeiter*innen zu erkennen, die mit dem Bedürfnis nach wahrer Zirkulation, nach wirklichem Austausch in Besprechungen gehen? Oder die Kolleg*innen, denen die Öffnung, der Durchzug vom östlichen Europa in die bundesrepublikanische Gesellschaft, ein elementares Anliegen ist? Oder sollte sich eine epochale Spaltung erkennen lassen, indem etwa die mediävistisch Ausgebildeten den Löffel nie abgeben, während es für die vormodern Unbewanderten die Gabel tut?

Ob Löffel, Gabel oder Plastikgriff – das Fensteröffnungsinstrument scheint nicht nur mein persönliches GWZO-Fund- oder besser Suchstück zu sein. Im Sinne des material turn scheint er grundsätzlich von der GWZO-Gesellschaft erzählen zu können: von Macht und Mimikry, von Mehrsprachigkeit und Mittelalterlichem, von Geheimissen und Guerillataktiken, von frischer Luft und langem Atem. Offenbar wollten die Parzen mich über die *klamka* zum Innersten des GWZO führen, so dass nur noch konstatiert werden kann, dass es kein Zurück mehr gibt. *Klamka zapadła.*

Maren Röger ist seit November 2021 Direktorin des GWZO und zugleich Professorin für Geschichte des östlichen Europa/Ostmitteleuropa an der Universität Leipzig. Seitdem hat sie im GWZO viele Klinken heruntergedrückt, um mit den fantastischen Mitarbeiter*innen in Austausch zu treten, und außerhalb des Instituts Klinken geputzt, um mehr Möglichkeiten für die vielfältige Forschung und Transferarbeit des Hauses zu eröffnen. Auch in ihrer Forschung interessiert sie sich unter anderem für die materielle Kultur: Ihre letzten beiden Bücher nutzten das kleinformatige Medium der Bildpostkarten, um Geschichten politischer Kommunikation in den multiethnischen Räumen des östlichen Europa zu erzählen (»Karten in die Moderne. Eine visuelle Geschichte des multiethnischen Grenzlandes Bukowina 1895–1918«, Dresden 2023 und »Völker verkaufen. Politik und Ökonomie der Postkartenproduktion im östlichen Europa um 1900«, Dresden 2023, hrsg. mit Vincent Hoyer).

Keine Angst vor großen Scheinen – die Handkasse

An heitere und abstruse Begebenheiten auf der langen Reise von der analogen zur digitalisierten Administration erinnert sich Ines Rössler.

Fünfzig Euro??? Hast du es nicht kleiner? Zwei Euro vielleicht? Nein? Wirklich nicht? Mist. Dann müssen wir das bitte verschieben.«

Mit meinem noch ziemlich frischen Staatsexamen und ein bisschen Bibliothekserfahrung im »Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas« in der Tasche, war ich mir im Januar 2006 nicht sicher, was ich von Karl-Heinz Haaskes (Verwaltungsleiter des GWZO) Angebot halten sollte, die kurz zuvor schwer erkrankte Direktionsassistentin Rita Winkler zu vertreten. Konnte ich das überhaupt? Wollte ich das eigentlich? Herr Haaske musste einiges an Überzeugungsarbeit leisten, bis ich dann doch zusagte.

Es war kein schlechter Einstieg ins »echte« Berufsleben, viele nette Kolleginnen und Kollegen in einem fast familiär agierenden Wissenschaftsbetrieb in der Luppenstraße in Leipzig-Lindenau. Etwas gab es jedoch, was mich bereits nach kurzer Zeit das Fürchten lehrte: die Handkasse. Eine kleine, unscheinbare, grüne Geldkassette, aus der Straßenbahnfahrscheine bezahlt und über die alle Kosten für private Kopien und Telefonate beglichen wurden.

Immer am Monatsende musste ich alle handschriftlichen Eintragungen aus dem »Kopierbuch«, welches neben dem großen Standkopierer auslag, den einzelnen Mitarbeiter*innen zuordnen, die Minibeträge dann zusammenzählen und daraus eine Kopiersumme erstellen. Ähnlich hatte ich mit privaten Telefonaten zu verfahren. Am Monatsende kam für jeden Telefonanschluss des Hauses eine gesonderte Rechnung von der Uni. Eine Kopie davon wurde jeweils den Mitarbeiter*innen ausgehändigt, die dann mit einem Textmarker alle privaten Telefonate markieren und mir anschließend das Papier zurückgeben mussten. Auch daraus ermittelte ich eine Gesamtsumme. Für jeden, der auch nur ein einziges privates Telefonat geführt oder eine einzige private Kopie angefertigt und dies im Buch vermerkt hatte, gab es dann eine eigene Rechnung auf Papier ausgedruckt ins Postfach. Meist handelte es sich um winzige Summen unter fünf Euro.

Nun wurde es lustig. Die Handkasse speiste sich aus den bisher gezahlten Kopier- und Telefonbeträgen, viel kam da im Laufe eines Jahres nicht zusammen. Manche brachten den Gesamtbetrag passend mit, bekamen einen Stempel und eine Unterschrift auf ihre Rechnung und den Vermerk »bezahlt« in die Excel-Übersichtstabelle – so weit, so gut.

Andere kamen mit Geldscheinen. Die Dialoge, die sich hier entspannen, hätten in jedem Unterweltkrimi Platz finden können: »Fünfzig Euro kann ich nicht wechseln. Obwohl, warte mal, ich schaue mal in meinem Portemonnaie nach. Okay, geht doch. Also, gib mal deine 50. Hier hast du zwanzig, vierzig, fünfzig. So, jetzt gib mal zehn, darauf kann ich dir wahrscheinlich rausgeben.« – »1,27 €. Du hast nur zwanzig oder 1,20 €? Gut, dann gib mir jetzt die 1,20 €, die restlichen 7 Cent zahlst du morgen. Aber nicht vergessen, ja?« – »Ah, Dienstgang zur

Uni? Nee, tut mir leid, Kurzstrecke habe ich nicht mehr. Schreib's mal bitte ins Buch und kauf dir eine 4-er-Karte, ich mach' mir einen Vermerk. Geld bekommst du diese Woche von mir zurück und den Fahrschein mit den zwei übrigen Fahrten gibst du dann bitte bei mir ab, ok?« – »Nein, ICH KANN NICHT WECHSELN!! Wie, ich schulde dir noch 4,80 € für Fahrkarten? Wo steht das denn? Oh, sorry, stimmt, hatte ich ganz vergessen. Mmh. Ich hab nur fünfzig Euro? Kannst du zufällig wechseln?« Kein Wunder also, dass der in der Kasse enthaltene Betrag immer nur so ungefähr mit dem Kassenbuch übereinstimmte. Ach so, das Kassenbuch, das musste natürlich auch geführt werden. Wo wären wir denn bei den ganzen Wechsel- und Tauschgeschäften sonst hingekommen? Dumm nur, dass am Jahresende erst Herr Haaske (kaum furchteinflößend) und anschließend der Kassenprüfer der Innenrevision (sehr, sehr furchteinflößend) kamen, um mich zu grillen bzw. das Buch und die Kasse auf Vollständigkeit und Übereinstimmung zu prüfen. Glücklicherweise hatten sich mein Freund der Taschenrechner und ich mit meiner überaus verschwiegenen Geldbörse verbündet, die uns sehr diskret half, fehlende Centbeträge am Jahresende unauffällig auszugleichen. So kamen am Ende alle straffrei davon und die Kasse stimmte.

Allen, die diese Vorgehensweise für haarsträubend, unverantwortlich und aufwändig halten, sei gesagt, dass ich 2008 die Direktionsassistenzstelle abgab, um auf eine Promotionsstelle zu wechseln und mich fortan lieber böhmischen Religionsfriedensschlüssen als monetären Tauschgeschäften zu widmen. Die Handkasse wurde ganz kurz darauf abgeschafft, da diese Art der Bargeldschieberei ja nun wirklich zu katastrophal haarsträubend, völlig unverantwortlich und indiskutabel aufwändig war.

Für diejenigen, die die herrlich analoge Handkasse für abstrus und aus der Zeit gefallen halten: Die Arbeitszeiterfassung funktionierte nach einem ganz ähnlichen Soll-Haben-Ausgleichsprinzip, das Sekretariat war Kollaborationsplattform und Cloud in einem. An der Wand meines Büros hing eine große weiße Tafel, heute würde man sie »Whiteboard« nennen. Darauf trugen alle ihre An- und Abwesenheiten mit lustig bunten Stiften ein. Naja, fast alle. Kurz vor Monatsende bekam ich kaum noch Besuch im Sekretariat, weil alle, die meine Tür öffneten, die nervige Frage zu hören bekamen: »Hast du dich schon auf der Tafel eingetragen?« Am Monatsende übertrug ich dann die Kreuzchen, »D's«, »B's« und »U's« in eine Excel-Tabelle (ja, wir waren modern und nutzten Windows 2000 mit Word, Excel und PowerPoint), löschte anschließend die Schrift auf der Tafel mit einem feuchten Lappen und bereitete den nächsten Monat vor. Nicht selten stolperte kurz darauf jemand in mein Büro, nahm mit schreckgeweiteten Augen die glänzende Leere der Tafel wahr und bat mich in verschwörerischem Tonfall um die Freigabe der Excel-Tabelle (freigeben hieß in diesem Fall ausdrucken), um die eigenen An- und Abwesenheiten des vergangenen Monats rückwirkend nachvollziehen zu können. Im Laufe des Jahres gaben dann jede Kollegin und jeder Kollege optimalerweise zwölf monatlich in Excel geführte individuelle Arbeitszeitnachweise bei mir ab. Waren es weniger, fragte ich nach. Dann begann das große Ausgleichen. Die von der Tafel übernommenen Anwesenheitsdaten mussten natürlich mit

den Einzelnachweisen und diese mit den Dienstreiseanträgen, Urlaubskarten, Krankenscheinen und dem Dienstgangbuch übereinstimmen. Eine echte Sisyphusarbeit, die heute wenigstens teilweise von Systemen wie »Personio« übernommen wird. Trotzdem steckt auch hier noch immer jede Menge Handarbeit und nicht wenig Soll-Haben-Ausgleich dahinter. Man sieht es nur nicht mehr so deutlich wie auf der Tafel im Vorzimmer des Direktors.

Die Historikerin und Politikwissenschaftlerin **Ines Rössler** kennt das GWZO seit 2005 und betrachtet es aus zahlreichen Blickwinkeln, die ihren Stationen am Institut entsprechen: Bibliothek, Direktion, Wissenschaft, Projektassistenz, Abteilung Wissenstransfer und Vernetzung und schließlich Administration, wo sie bis heute als Veranstaltungsmanagerin nachhaltig unterwegs ist.

Aus der Kategorie »Kurioses«

Ewelina Scheibner bestellte lediglich ein Buch, erhielt aber etwas anderes …

Meine Geschichte ist im Grunde nicht spektakulär oder wahnsinnig, auch nicht »total abgefahren« oder verrückt. Ich würde sie als etwas merkwürdig bezeichnen. Kurios eben, wie in der Überschrift bereits festgehalten.

Ich beginne kurz bei mir und meiner Tätigkeit am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa e. V., hier kurz GWZO. Damit der Leser es besser einordnen kann, versteht sich. Ich bin am eben genannten GWZO verantwortlich für die Finanzbuchhaltung, Bewirtschaftung und Beschaffung. Ganz konkret bedeutet dies im Bereich »Beschaffung«, dass ich Dinge, die das Institut und dessen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen benötigen, kaufe. Also im Prinzip vergleichbar mit dem Einkauf in einem privatwirtschaftlichen Unternehmen. Für Beschaffungen jeglicher Art gibt es überbordend viele Regeln und Vorgaben gesetzlicher Natur, mit denen ich den geneigten Leser, die geneigte Leserin nicht langweilen möchte. Aber eine werde ich nennen – das ist die sogenannte »Wertgrenze«. Diese bedeutet, dass ich in meiner Position am GWZO Erwerbungen tätigen kann, die unter 500 Euro netto liegen. In dem Rahmen bewege ich mich fast tagtäglich und versuche unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen so schnell wie möglich ihre Wünsche zu ihrer vollsten Zufriedenheit zu erfüllen. Im Normalfall gelingt mir das auch recht gut. Doch an dieser Stelle möchte ich von einem Vorgang erzählen, der ganz und gar nicht normal ablief.

Fangen wir von vorn an. Eines schönen Tages im April kam meine sehr geschätzte Kollegin aus dem benachbarten Büro auf mich zu und wünschte sich ein Buch. Ich bat sie, mir den Link zum Objekt der Begierde zuzuschicken, was sie auch umgehend tat. Da es sich bei dem Buch um Standardlektüre handelte, bestellte ich es kurzerhand. Bis hierhin alles

noch recht unspektakulär. In dem Buch ging es übrigens um das Vergaberecht 2021 (quasi Beschaffung im großen Stil), aber das nur als Information am Rande. Nach dem Auslösen der Bestellung bekam ich auch, wie üblich, eine Bestellbestätigung. Einige Tage später kam (es hat etwas länger gedauert, als wir von den Handelsgiganten auf dieser Welt so gewohnt sind) ein brauner A4-Umschlag an. Der erste äußere Eindruck ließ mich bereits stutzig werden. Das bestellte Objekt passte überhaupt nicht zu dem Gefühl, welches ich beim Tasten des Umschlags bekam. Meine Neugierde war geweckt, ich riss den Umschlag auf und erstarrte völlig irritiert beim Anblick des Inhalts. Zu Beginn traute ich mich gar nicht das »Innere« anzufassen. Jetzt fragen sich die Leser*innen: »Was war es denn nun? – Sag es uns!!«. Also, es war *trommelwirbel* eine benutzte, aus nur dem schwarzen Unterteil bestehende, elektrische und, der Marke nach zu urteilen, eher hochpreisige Zahnbürste. Eingepackt in grünen Einmalhandtüchern, wie man sie auf öffentlichen Toiletten findet.

Ich war maximal irritiert, prüfte mehrfach den Aufkleber mit Absender und Empfänger und konnte mir einfach keinen Reim drauf machen, wie ich in den Besitz dieses speziellen Objektes gelangen konnte. Auch die Kollegin, die auf ihr Buch wartete, hatte nicht mehr als ein lautes Lachen für meine Situation übrig. Schnell machte diese skurrile Situation im Haus die Runde und ich erklärte vielfach, was da passiert war. Relativ schnell fanden sich auch Interessierte unter der Belegschaft, die mir gern die Bürste abnehmen würden, wenn ich keine Verwendung dafür hätte. Ich entschloss mich aber, erstmal mit dem Versender zu sprechen. Vielleicht war ja dort etwas schief gelaufen. Man weiß ja nie …

Ich schrieb eine freundliche E-Mail an die Firma. Hier ein paar Auszüge. Ich dachte, ich warne im ersten Satz schon mal vor, dass mein Anliegen kein normales sein wird …

»Sehr geehrte Frau X, ich richte mich mit einem etwas merkwürdigen Anliegen an Sie … […] Heute kam ein Päckchen an und darin enthalten eine benutzte elektrische Zahnbürste (siehe Fotos). Irgendwas scheint schief gelaufen zu sein.« Ein Angebot zum Rückversand machte ich auch gleich. Ich schrieb: *»Falls die Zahnbürste zu einem Mitarbeiter gehört, können wir diese auch gern zurücksenden.«*

In froher Hoffnung, dass eine aufklärende Antwort käme und das Thema erledigt wäre, erhielt ich gute drei Stunden später eine Rückmeldung.

»Liebe Frau Scheibner, bei uns ging am 06.04.2023 definitiv ein Kompendium an Sie raus ….. irgendwo wartet wahrscheinlich ein armer Mensch auf seine Zahnbürste, die er vermutlich bei einem Besuch vergessen hat, und hat anstelle ein Kompendium erhalten :-) Wir gehen davon aus, dass die Päckchen aufgerissen waren und die Post die Sachen falsch eingetütet hat. Wir senden Ihnen natürlich ein neues Kompendium zu. Was Sie mit der Zahnbürste machen – keine Ahnung … uns gehört sie definitiv nicht ;-) Liebe Grüße nach Leipzig«

Nun. Das war nicht ganz, was ich erwartet hatte. Aber unterhaltsam war es irgendwie schon. Was sollte ich also als Nächstes tun? Das Helfersyndrom in mir meldete sich. Ich nahm den Hinweis aus der E-Mail an und versuchte einen Lösungsansatz über die Deutsche Post. Wer, wenn nicht die Post, könnte oder sollte (?) wissen, wo mein Buch hin ist und welcher Mensch auf dieser Welt nun auf seine vergessene Zahnbürste wartet. Ich schrieb im nächsten Schritt und noch am selben Tag eine E-Mail an die Post. Der Inhalt dieser war vergleichbar mit der Mail an den Anbieter des Buches.

Die Antwort vom Logistikunternehmen kam einen Tag später mit folgendem Inhalt:

»Wo und wie Ihr Brief beschädigt wurde, können wir nicht genau feststellen. Auf dem Weg zum Empfänger durchlaufen Briefe viele Bearbeitungsstellen: Sie werden mit sehr hoher Geschwindigkeit maschinell sortiert, gestempelt und auf Transportbändern befördert. Dabei ist ein sorgfältiger Umgang mit den uns anvertrauten Sendungen für uns selbstverständlich. Sollten dennoch einmal – wie in Ihrem Fall – Gegenstände aus beschädigten Briefsendungen abhandenkommen, möchten wir gerne zielgerichtet nach deren Verbleib recherchieren und schnell mit unserer Suche beginnen.«

Klang erstmal nicht schlecht. Im weiteren Text las ich dann folgendes:

»Bitte halten Sie dafür folgende Details bereit:

- *Das von Ihnen gewählte Produkt (Prio, Brief, Einschreiben, Wert etc.)*
- *Sendungsnummer (finden Sie auf dem Einlieferungsbeleg der Filiale)*
- *Datum der Einlieferung*
- *Anschrift der Einlieferungsstelle*
- *Inhalt der Sendung*
- *Name und Anschrift des Absenders und des Empfängers*
- *Zustelldatum der Sendung*
- *Sendungsformat*
- *genaue Beschreibung des fehlenden Sendungsinhaltes«*

Im Großen und Ganzen war das also eher eine Sackgasse. Woher sollte ich denn die Sendungsnummer haben. Oder wissen, wo und wann das Paket eingeliefert wurde. Ich entschied, mich später nochmal darum zu kümmern, denn allein dieser kleine Aufklärungsprozess kostete mich einiges an Zeit.

Fazit meiner Story: Obgleich Eigenlob dem Sprichwort nach ja stinken soll und ich hier keineswegs für unangenehme Gerüche sorgen möchte, so ist nun doch die Zeit gekommen für ein wenig Selbstbeweihräucherung. Ich bestellte ein Buch (welches auch nachgeliefert wurde) und erhielt für das Institut noch zusätzlich eine Zahnbürste gratis!!! Um es mit den Worten der Generation »Twitter« zu sagen: #allesfürdenArbeitgeber

Um die Geschichte zu würdigen, suchen wir nun nach einem geeigneten Ausstellungsplatz für das Schmuckstück. Ideen können Sie gern in der Administration einreichen.

Ewelina Scheibner ist nach einigen Stationen – geboren in Polen, aufgewachsen in einer Kleinstadt, studiert und gelebt in der Großstadt und nun mit Sack und Pack wieder zurück in der Kleinstadt – als arbeitende Mutter im Alltagswahnsinn angekommen. Ihr Credo lautet frei nach Franz Beckenbauer: »Schau'n ma mal, dann seh'n ma's scho.«

»Ich weiß es!« Ein Nachruf. Und ein Dank an Wolfgang Kreher

Antje Schneegass, Administrative Geschäftsführerin des GWZO, dachte bei dem für diesen Beitrag gesuchten Fundstück der Verwaltung oder Administration in vielerlei Richtungen. Die meisten der alle Kolleg*innen täglich begleitenden Objekte, mit denen Wissenschaftsunterstützer*innen regelmäßig hantieren, um sich den Büroalltag zu erleichtern, werden dieser Rubrik jedoch kaum gerecht.

Was für das Funktionieren der Administration einer kleineren, wissenschaftlichen Einrichtung wie der unseren meiner Erfahrung nach unbedingt relevant und von großer Bedeutung ist, sind vertrauensvolle Beziehungen innerhalb des Hauses und dichte Netzwerke nach außen. Erst während des Nachdenkens über den Inhalt dieses Beitrages fiel mir auf, dass ich mir in meinem Büro schon immer (unbewusst) Anker zu diesen gesetzt habe. Sie hängen nach vielen Jahren, teils schon verstaubt, in Gestalt von Fotos und Postkarten gut sichtbar angepinnt am Schrank.

Einer dieser stabilen Anker, die mich seit meinen ersten Schritten im GWZO begleiten, war der enge Kontakt zu den Geisteswissenschaftlichen Zentren (GWZ) Berlin, insbesondere zu deren langjährigem, gemeinsamem Geschäftsführer, Wolfgang Kreher. Diesem von mir hoch geschätzten Kollegen und engen Vertrauten, der im Februar 2023 sehr plötzlich und unerwartet verstarb, möchte ich dieses Fundstück widmen.

Wolfgang Kreher und ich pflegten über einen Zeitraum von mehr als 10 Jahren ein besonders enges kollegiales Miteinander, das mit der Abbildung der Skulptur »Ich weiß es!«, Linde 2005, sehr treffend bildlich gefasst wird. Ich erhielt sie von ihm gemeinsam mit dem Forschungsbericht 2012 der GWZ. Bis heute hängt dieser persönlich gewidmete Gruß aus Berlin in meinem Büro.

Ich kann mich noch an sehr viele Gespräche, Treffen und Begegnungen mit Wolfgang Kreher in Berlin und Leipzig bei Kaffee und Kuchen, zum Mittagessen, am Abend oder am Rande von Veranstaltungen erinnern, die dazu dienten, Erfahrungen auszutauschen, einander zu unterstützen, aber manchmal auch nur um einmal zu hören, wie es dem anderen geht. Aufgrund vergleichbarer Ausgangslagen, gegenwärtiger und zukünftiger Förder-

perspektiven und sicher auch sich ähnelnder Ansprüche an die eigenen Rollen sahen Wolfgang Kreher und ich uns oft denselben An- und Herausforderungen gegenüberstehen. In unzähligen Mails zu kleinen und größeren rechtlichen und/oder strategischen Fragen wie Tarifrechtsthemen, der Umsetzung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes oder Satzungsfragen teilten wir zwischen Leipzig und Berlin über Jahre beidseitig und offen vorhandenes Wissen.

Eine besonders intensive Zeit der Zusammenarbeit war die des gemeinsamen Aufnahmeprozesses des GWZO, des Leibniz-Zentrums Moderner Orient (ZMO) und des Leibniz-Zentrums Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) in die Leibniz-Gemeinschaft 2015/2016, als wir uns noch engmaschiger über die nächsten Schritte abstimmten. Wir versuchten, zunächst noch ungewisse Entwicklungen abzuschätzen, sprachen uns aber auch oft gegenseitig Mut zu und drückten uns wechselseitig die Daumen. Das GWZO, das ZMO und das ZAS wurden als Forschungseinrichtungen von überregionaler Bedeutung und gesamtstaatlichem, wissenschaftspolitischem Interesse nach umfassenden Evaluationen des Wissenschaftsrats und der Leibniz-Gemeinschaft zeitgleich zum 1. Januar 2017 in die gemeinsame Forschungsförderung von Bund und Ländern aufgenommen.[1] Den nach dem Beitritt zu Leibniz zurückzulegenden Weg gingen wir ebenfalls stets eng abgestimmt, denn auch diese Phase war wiederum für beide Häuser mit vergleichbaren Stolpersteinen und Anpassungsschmerzen verbunden, wie beispielsweise der Schaffung einer Abteilungsstruktur oder der Einführung eines Programmbudgets.

Wolfgang Kreher, dem die gemeinsame Geschichte unserer Institute immer sehr bewusst war – die drei GWZ Berlin und das GWZO haben ihre Wurzeln in der Akademie der Wissenschaften der DDR – besuchte Leipzig dienstlich, aber auch privat sehr oft und gern. Er schätzte das kulturelle Angebot unserer Stadt und besuchte oft Vorstellungen des Gewandhausorchesters. Deshalb verwundert es kaum, dass sich auf einer der Postkarten der GWZ Berlin das Bleiglasfenster »Die Sparsamkeit« (um 1928) aus dem Treppenhaus des Specks Hof befand, fotografiert von Dr. Reiner Hauck, München, im Auftrag von Wolfgang Kreher.

Am 20.12.2017 erhielt ich aus Berlin einen vorweihnachtlichen Gruß mit einem Zitat von Wilhelm von Humboldt: »Im Grunde sind es immer die Verbindungen mit Menschen, die dem Leben seinen Wert geben.« Genau diese besondere Wertschätzung ist es, die die beinah freundschaftliche Verbundenheit mit Wolfgang Kreher für mich immer auszeichnete.

Trotz seiner Begeisterung für Leipzig hat Wolfgang Kreher das eine und andere Mal erfolglos den Versuch unternommen, mich von Leipzig wegzulocken, wiederholt auch nach Berlin. Dies zuletzt 2022, als sein Ruhestand näher rückte und sich die Frage einer Nachfolge stellte.

In einer Mail vom Oktober 2022 schrieb Wolfgang Kreher mir von seinem (letzten) ambitionierten Vorhaben »let's go West«, das in Wahrheit nur eine Ausweichreaktion auf die wahnwitzigen Mietpreisentwicklungen der Hauptstadt war, nämlich dem Umzug des Leibniz-Zentrums Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS), des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) und deren gemeinsamer Verwaltung von Berlin-Mitte in ein neues Bürohaus in der Pariser Straße in Berlin-Wilmersdorf. Zwischen beiden Orten verlief bis 1989 die Mauer, Mitte war Teil Ostberlins, die Pariser Straße aber in Westberlin. Der Neubau wurde inzwischen von den GWZ Berlin bezogen. Danach traf ich Wolfgang Kreher nur noch ein letztes Mal im November 2022 auf der Jahrestagung der Leibniz-Gemeinschaft, nichtsahnend, schon bald einen langjährigen Wegbegleiter zu verlieren. Die unerwartete Nachricht von seinem Tod, die ich über den Verwaltungsausschuss der Leibniz-Gemeinschaft erhielt, hat mich persönlich sehr betroffen gemacht.

Ich bin dankbar, dass ich mit Wolfgang Kreher über so viele Jahre einen klugen, engagierten Gesprächspartner und immer ehrlichen Berater an der Seite wusste, der im Jahr 2022 noch das 25-jährige Jubiläum der GWZ Berlin erleben durfte und von dem ich viel gelernt habe.

Herzlichen Dank, Wolfgang Kreher.

1 Die Aufnahme des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), Berlin, erfolgte zum 1. Januar 2019.

Antje Schneegass, Administrative Geschäftsführerin des GWZO und Volljuristin, ist seit 15 Jahren Teil des GWZO. Sie hat aktiv mitgebaut am neuen Leibniz-Institut im Specks Hof und schlägt aktuell die Zelte in Prag für uns auf. Sie sagt, es braucht vielerlei, viel Herzblut, viel Kreativität und immer mehr Flexibilität der Wissenschaftsunterstützer*innen, um mit der Wissenschaft und deren sich rasant verändernden Rahmenbedingungen Schritt zu halten. Schnelligkeit ist im Büroalltag immer mehr gefragt. Wichtigstes Tool hierfür ist und bleibt das vertrauensvolle Miteinander, motivierter Kolleg*innen innerhalb, aber auch außerhalb des Hauses. Was zählt, sind die Verbindungen mit Menschen.

»Heavy Metal(s)« aus dem polnischen Mittelalter

Die Materialanalysen, die Marcin Wołoszyn und sein Team an aus dem Schwermetall Blei gefertigten Fundstücken aus dem Mittelalter Ostmitteleuropas durchgeführt haben, sind für Archäolog*innen mindestens genauso aufregend wie ein gutes Heavy-Metal-Konzert.

Das kleine, münzenähnliche Objekt, das hier vergrößert abgebildet ist, hat in Wirklichkeit nur einen Durchmesser von etwa 20 mm. Gefunden wurde es bei archäologischen Grabungen in der Nähe des abgelegenen Örtchens Czermno ganz im Osten Polens. Inmitten von Kartoffeläckern und saftigen Wiesen erhebt sich hier ein auffälliger, grasbewachsener Hügel aus dem sonst flachen Terrain. Klettert man die knapp 20 Meter, die dieser schräg aus der Wiese ansteigt, bis dahin hinauf, wo man eigentlich eine Kuppe oder ein kleines Plateau erwarten würde, so stellt man fest, dass man es tatsächlich mit einer ringförmigen Wallstruktur zu tun hat, die zur Mitte hin wieder abfällt. Lässt man den Blick nun über die umliegende Landschaft schweifen, dann erkennt man auf einer Seite in einiger Entfernung einen weiteren, über mehrere Kilometer verlaufenden Wall und auf der anderen, in der Nähe eines schmalen Flusslaufs, einen mittelalterlich anmutenden hölzernen Aussichtsturm, den die Gemeinde vor

einiger Zeit errichten ließ. Noch mehr sieht man von hier oben, wenn man die Ergebnisse des archäologischen Kooperationsprojektes zwischen dem GWZO und den Universitäten von Lublin und Rzeszów kennt, das die Region um Czermno nun seit über einem Jahrzehnt untersucht: Der Kartoffelacker da hinten über den ein Traktor aus Sowjetzeiten tuckert? Ein mittelalterliches Gräberfeld. Die dicht überwucherte Feuchtwiese zwischen Hügel und Aussichtsturm? Hier hat man neben den Resten eines alten Bohlenweges Waffen und mehrere enthauptete Skelette gefunden. Der seltsame Hügel selbst? Die Reste einer mittelalterlichen Festungsanlage. Denn die Region um Czermno war nicht immer so friedlich und abgelegen, wie sie heute anmutet. Im 10.–13. Jahrhundert grenzten hier zwei mächtige Reiche aneinander: Zum einen das Königreich Polen unter Führung der Dynastie der Piasten, damals der östlichste Ausläufer der Einflusssphäre der römischen Kirche – zum anderen die Kyjiwer Rus', das erste ostslawische Staatswesen und der größte Territorialstaat des europäischen Mittelalters. Die Herrscher der Rus', Fürsten aus der Dynastie der Rurikiden, pflegten enge wirtschaftliche und politische Beziehungen zum Kaiserhof in Konstantinopel und waren maßgeblich an der Verbreitung des orthodoxen Glaubens im Norden beteiligt. Noch heute spielt die Rus' eine wichtige Rolle sowohl im nationalen Gedächtnis der Ukraine als auch im russischen und belarussischen Selbstverständnis.

Czermno fungierte damals nicht nur als Grenz-, sondern auch als Kontaktzone zwischen diesen Einflusssphären. Denn hier – so viel können wir nach Jahren der Forschung mit Sicherheit sagen – befand sich damals ein Vorposten der Rus', der in den zeitgenössischen Chroniken mit dem Namen Červen' bezeichnet wird. Dass es sich bei der Festung von Červen', deren Überreste in Form des eingangs beschriebenen Hügels bis heute erkennbar sind, nicht nur um einen militärischen Stützpunkt, sondern vor allem auch um einen bedeutenden Warenumschlagplatz mit einer prosperierenden Händlerelite und regem bilateralem Austausch gehandelt hat, belegen im archäologischen Befund wertvolle Devotionalien, nach byzantinischen Vorbildern gefertigte Schmuckstücke und auch unsere kleine Münze, die eigentlich gar keine ist: Tatsächlich handelt es sich um eines von hunderten Bleisiegeln, die man in und um den Burgwall von Czermno gefunden hat. Manche dieser Siegel wurden im byzantinischen Einflussbereich analog zu den im Westen üblichen Wachssiegeln von geistlichen und weltlichen Würdenträgern genutzt, um Dokumente zu beglaubigen, andere um als eine Art »Gütesiegel« die Qualität und Quantität von Waren zu garantieren. Unser Siegel fällt in erstere Kategorie und zeigt auf der Schauseite eine Darstellung König Davids im Segensgestus mit einer Psalmenrolle in der linken Hand. Dieses Motiv konnte anhand sigillographischer Untersuchungen David Igorevič zugewiesen werden, der von 1084–1112 Herzog des nahen Volodymyr-Volynskyi war.

Doch auch jenseits einer solchen rein formalen Bestimmung ermöglichen Siegel wie dieses spannende Einblicke in das komplexe Geflecht der Handelsbeziehungen zwischen der Rus' und ihren Nachbarn. So stellt man sich schon lange die Frage, woher das Blei stammte, das in der Rus' nicht nur für die Herstellung von Siegeln genutzt wurde, sondern vor allem auch als Flussmittel für die Verarbeitung und Produktion von Glas diente. Ausreichende natürliche Bleivorkommen gab es im Reich der Rurikiden nicht.

Im Bereich der Materialanalyse wurden innerhalb des letzten Jahrzehnts umfangreiche Fortschritte gemacht. Der Archäologie steht für die Klärung der Herkunftsfrage heute die Isotopenanalyse zur Verfügung. Isotope sind Atome desselben chemischen Elements, die sich nur hinsichtlich ihrer Neutronenanzahl unterscheiden. Im archäologischen Kontext sind

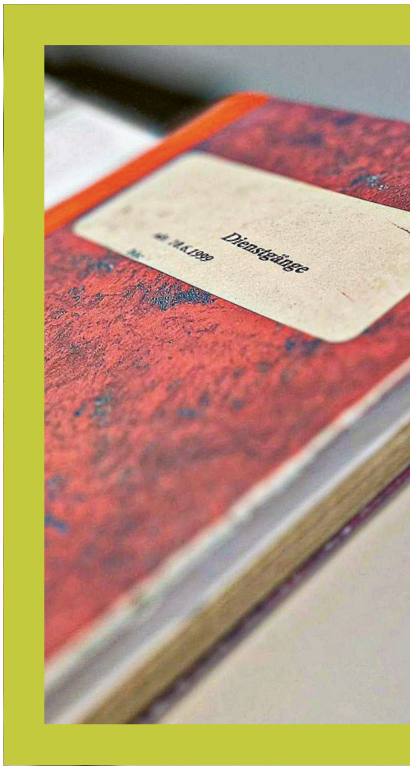
vor allem die radiogenen, also aus radioaktiven Zerfallsprozessen entstandenen Isotope des Bleis von Bedeutung. Die Mengenverhältnisse der verschiedenen Bleiisotope, die Isotopensignatur, variieren von Lagerstätte zu Lagerstätte und bleiben als Resultat Jahrmillionen andauernder geologischer Prozesse über Jahrtausende hinweg nahezu unverändert. Bei der Bleiisotopenanalyse kann also eine mikroskopisch kleine Materialprobe eines archäologischen Funds im Massenspektrometer hinsichtlich ihrer Isotopensignatur untersucht und diese dann mit den Signaturen bekannter Lagerstätten abgeglichen werden, um die Herkunft des Rohmaterials zu bestimmen.

Bei der Analyse des Bleis der Siegel aus Czermno (im Auftrag des GWZO durchgeführt durch Stephen Merkel, Amsterdam) kam heraus, dass seine Isotopensignatur am ehesten mit Lagerstätten aus Oberschlesien und der Region um Krakau korrespondiert, wo sich noch heute eines der wichtigsten Bleiabbaugebiete Europas befindet. Damit wurde nicht nur erstmals ein Beleg dafür erbracht, dass diese Bleivorkommen bereits spätestens seit dem 11. Jahrhundert ausgebeutet wurden, sondern auch für die Existenz direkter bilateraler Handelsbeziehungen zwischen der lateinischen und der orthodoxen Sphäre jenseits der gut dokumentierten Nordroute entlang der Wolga über Novgorod und Skandinavien. Gerade auch aus diesem Grund ist *polski heavy metal* also ein echter Schatz.

Der Archäologe und Mediävist **Marcin Wołoszyn** hört auch gerne Musik - wenn es sein muss auch Heavy Metal. Am besten gefällt ihm aber der süße Klang byzantinischer Münzen und Siegel. Aktuell beschäftigt er sich mit Prozessen von Kontakt und Abgrenzung im polnisch-altrussischen Grenzgebiet im Laufe des Mittelalters und mit deren Wahrnehmung im gegenwärtigen östlichen Europa.

Was hat der Stromzählerwechsel mit dem Dienstgängebuch zu tun?

Stephanie Yacoub erinnert sich anhand einiger handschriftlicher Funde aus der administrativen Vergangenheit des GWZO an die Zeit analoger Medien im Institutsalltag.



Es ist der 26. April 2024, 8 Uhr. Die Ankündigung des Stromzählerwechsels in Specks Hof am Vortag hatte ich zwar vernommen, was dieser zur Folge hat, wird mir allerdings erst jetzt klar: Analoges Arbeiten; wie lange – ungewiss. Also gehe ich in mein Hinterzimmer und mache meine schon längst vorgenommenen Vorsätze wahr. Ich gehe alte Ordner durch, um zu schauen, was weg kann. Dabei fallen mir allerlei Dinge in die Hände, zum Beispiel ein komplett gefüllter Ordner mit der Aufschrift »Handbuch zum Drucker«. Vermutlich für einen Drucker,

welcher bereits damals im alten GWZO in der Luppenstraße stand. Doch ich finde auch kleinere Schätze, von denen ich gar nicht mehr wusste, dass sie noch existieren: Da liegen vier handbeschriebene DIN-A4-Blätter, welche eine meiner Vorgängerinnen vom Sekretariat, Ines Rößler, zur Übergabe hinterlassen hatte. Schmunzelnd kommen dabei meine Erinnerungen an meine Anfänge im GWZO im Jahr 2008 wieder hoch, wie ich mich vermutlich monatelang an genau diesen A4-Blättern langhangelte, bevor ich sie verinnerlicht hatte. Ein Punkt auf den Seiten war der Umgang mit den Lohnsteuerkarten aller GWZO-Kolleg*innen, welche unsere nachfolgende Generation sicher optisch gar nicht mehr kennen wird. Die alte Lohnsteuerkarte war ein papierbasiertes Dokument, das in Deutschland bis 2013 verwendet wurde, um die Lohnsteuer einer*s Arbeitnehmerin*s zu berechnen. Sie enthielt wichtige Informationen wie Name, Adresse, Geburtsdatum, Steuerklasse und eventuelle Freibeträge. Arbeitgeber trugen die einbehaltene Lohnsteuer auf der Karte ein, die dann jährlich aktualisiert wurde. Die Lohnsteuerkarte musste von der Arbeitnehmerin bei jedem Arbeitgeberwechsel vorgelegt werden, was den Verwaltungsaufwand erhöhte. Mit der Einführung des elektronischen Lohnsteuerabzugsverfahrens wurde die alte Lohnsteuerkarte abgeschafft und durch ein digitales System ersetzt.

Ein anderer Ordner regte meine Erinnerungen weiter an – »Anwesenheiten ab 1996«. Darin fanden sich Ausdrucke (!) von Exceldateien auf Papier, worauf Monat für Monat die Anwesenheitstage aller Kolleg*innen von der Anwesenheitstafel in der Luppenstraße übertragen, ausgedruckt und abgeheftet wurden. Diese Anwesenheitstafel bestand aus zwei großen Whiteboards, auf denen alle Namen der Mitarbeiter*innen und Tage des Monats vermerkt waren und die stets darauf warteten, ausgefüllt zur werden. Ebenso fanden sich unter anderem meine eigenen E-Mails an die Mitarbeiter*innen, welche sich nicht in die Tafel eingetragen hatten. Aus heutiger Sicht absurd, aber so war es eben.

Bei all den Erinnerungen kramte ich weiter in meinem Hinterzimmer, denn der Stromzählerwechsel dauerte noch munter an. Ich fand sicher an die 15 vollgeschriebene, karierte Postbücher. Die Ränder auf den Seiten waren exakt mit Bleistift und Lineal gezogen. Jedes im GWZO eingegangene Schreiben wurde dort handschriftlich eingetragen mit Datum und Adressat*in, Jahr für Jahr. Was mich beim Blick in die Vergangenheit beeindruckte, war, wie schnell die Weiterentwicklung sich doch bei uns verinnerlicht hatte. Man mag sich kaum vorstellen, wie es wohl ohne Outlook, ohne Microsoft und sämtliche helfende Apps heute wäre. Doch was wird man wohl über unsere Zeit denken, wenn noch einmal 30 Jahre vergangen sein werden? Belächeln wir dann auch unsere wohlgeordneten Dateien, Ablagen und Co. auf der Festplatte oder in der Cloud? Wie schnell wird der digitale Fortschritt weitergehen? Wann hält die künstliche Intelligenz bei uns Einzug … oder ist sie vielleicht schon da, ohne dass ich es gemerkt habe? Bei all den Fragen erinnere ich mich dann doch gern an meine Anfänge hier im GWZO zurück. Und wer sich auch gern ein kurzes Stück GWZO-Geschichte anschauen möchte, kann dies sogar jederzeit tun: Das kleine, nahezu unbedeutende DIN-A5-Büchlein »Dienstgänge« hat es doch tatsächlich seit 1999 geschafft, nicht aus dem Sekretariat zu weichen. Und wer weiß, vielleicht schafft es auch noch die nächsten 30 Jahre GWZO-Geschichte.

Stephanie Yacoub, Assistentin der Direktion, ist seit 2008 am GWZO, kennt somit auch das alte Domizil in der Luppenstr., hat den Umzug in Specks Hof miterlebt, die Anwesenheitstafel mit Steckkarten noch gesehen und kennt nahezu alle medialen Umstellungen und Veränderungen im Laufe dieser Zeit genau. Sie arbeitet heute jedoch auch zumeist an einem (Doppel)Bildschirm und erinnert sich dennoch zuweilen an die »Papierepoche« in der Verwaltung des Hauses.

Speisewagen

Im Speisewagen, im Jargon folglich »in der Mitropa«, trifft man sich bei einem Frischgezapften, bei *Svíčková*, bei einer *ciorba de legume* oder bei *palacsinta* zum ungezwungenen Gespräch, zum fachlichen Austausch oder zum Philosophieren…

Im Mitropa-Speisewagen treffen sich diesmal Maren Röger, Julia Herzberg, Alfrun Kliems, Winfried Eberhard, Christian Lübke und Stefan Troebst zum 30. Jubiläum der Gründung des GWZO.

Während ihrer Fahrt – wahlweise in geringem Tempo durch das Tal der Nišava vom südlichen Serbien nach Bulgarien oder von Mazury nach Pomorskie über die Weichselbrücke bei Tczew oder vielleicht unweit des Javorník bei Česka Třebová zwischen Praha und Brno oder vielleicht gerade nahe Sighișoara/Segesvár bei der Durchquerung Siebenbürgens zwischen Lőkösház – Curtici an der ungarisch-rumänischen Grenze und dem Karpatenkamm bei Bușteni und Sinaia oder auch zwischen Dresden und Praha im Elbtal unterhalb der Festung Königsstein – führen sie eine Unterhaltung über eben den Raum, der vor den Speisewagenfenstern vorbeizieht: »Die Landschaft, die man mit dem Eisenbahnbillett erwirbt, wird zur Vorstellung. Sie gehört zur Eisenbahnlinie wie die Bühne zum Theater«, schreibt Wolfgang Schivelbusch. Auch insofern ist gerade ein vollends imaginierter, da in natura so nicht mehr anzutreffender Mitropa-Speisewagen der rechte Ort, den 30. GWZO-Geburtstag zu begehen.

Mitropa-Kellner*in *Guten Tag, ich höre, Sie sind auf Forschungsreise und feiern das 30. Jubiläum Ihres Forschungsinstituts in Leipzig. Erlauben Sie mir bitte, Sie zu fragen … Soviel ich weiß, forscht das GWZO interdisziplinär zu dem Raum zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria in einem Zeitraum von der Spätantike bis in die Gegenwart. Was interessiert Sie intellektuell daran? Wie war Ihr Weg zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Raum? Was fasziniert Sie daran und warum?*

Winfried Eberhard Der Raumbegriff Ostmitteleuropa ist nicht, wie gelegentlich eine Kritik lautete, essentialistisch, sondern historisch, d. h. veränderlich aufzufassen. Die strukturellen Gemeinsamkeiten Ostmitteleuropas – bei allen historischen Veränderungen von der Ethnogenese der Slawen und Magyaren (nicht Spätantike) bis zum Sowjetimperium – fordern zum Vergleich (d. h. eben nicht zur Gleichsetzung) heraus, den ich intellektuell für sehr anregend und herausfordernd halte. Daneben finde ich es faszinierend, in einem Raum der ethnisch-kulturellen Vielfalt die Wege und Ebenen des Kulturtransfers zu beobachten, der wohl länger und intensiver als im übrigen Europa die Geschichte Ostmitteleuropas prägte, in Kunst und Musik, politischer Verfasstheit, Gesellschaft und Religion. – Zunächst hatte ich einen meiner wissenschaftlichen Schwerpunkte in der Geschichte der Böhmischen Länder. Als ich die Leitung des Forschungsschwerpunkts Ostmitteleuropa in Berlin übernahm und damit den ersten Nukleus des heutigen GWZO, bedeutete das auch für mich einen fruchtbaren Lernprozess in der Beschäftigung mit der ganzen Region Ostmitteleuropa.

Maren Röger Es war ein glücklicher Lebenszufall, der mein Interesse an und meine Leidenschaft für das östliche Europa geweckt hat. Denn während meiner Schulzeit und im frühen Studium richtete sich mein Blick noch eher in Richtung Westeuropa, bei mir insbesondere auf die französischsprachigen Länder. Ein Auslandssemester während des Studiums brachte mich aber nach Polen. Dort wurde mir schlagartig klar, wie ignorant meine bisherige Ausbildung und ich selbst gegenüber dem östlichen Europa gewesen waren, und dass ich somit von Europa insgesamt wenig verstanden hatte. Leider ist meine Biographie dahingehend kein Einzelfall, sondern steht für eine westdeutsche Sozialisation meiner Generation ohne besondere familiäre oder in der Schule hergestellte Bezüge zum östlichen Europa. In wissenschaftlicher Hinsicht weckten zu Anfang die Inkompatibilitäten des Erinnerns an die jüngste Gewaltgeschichte mein Interesse; außerdem natürlich die Geschichte der verheerenden Kriege und Besatzungen selbst. Insgesamt fasziniert mich nach wie vor die vielsprachige, multireligiöse und -ethnische Verfasstheit des östlichen Europa in der Geschichte und noch in der Gegenwart. Ich habe aus meiner persönlichen Erfahrung heraus den Anspruch abgeleitet, der hiesigen Gesellschaft mehr über das östliche Europa zu vermitteln. Wie viel noch zu tun ist, hat die jüngste Gegenwart erneut gezeigt.

Stefan Troebst Als Osteuropahistoriker mit Fokus auf die Geschichte Südosteuropas in der Zwischenkriegszeit und zu Nordosteuropa in der Frühen Neuzeit in den großen Qualifikationsschriften fehlte mir in meinem akademischen Portfolio die Geschichtsregion »dazwischen«, d. h. Ostmitteleuropa. Zum Schließen dieser Lücke erwies sich das GWZO als idealer Ort, auch und vor allem aufgrund seiner Arbeitsstruktur aus periodisch wie thematisch wechselnden interdisziplinären Projektgruppen. Diese erlaubte es, mir neue Interessen- und Forschungsgebiete zu erschließen, so Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im gesamteuropäischen Vergleich, das neue Forschungsfeld der visuellen Geschichtskultur, die Prägung des modernen Völkerrechts durch die Konfliktgeschichte des östlichen Europa sowie die Wirkungen der jahrhundertelangen Präsenz von Armeniern ebendort. Bei all dem kamen mir ein württembergisches Russisch-Abitur sowie akademische Wanderjahre zu Zeiten des Kalten Krieges in Bulgarien, Jugoslawien und den USA zugute.

Christian Lübke Während meines Studiums (angestoßen durch die Ostpolitik Willy Brandts) hatte ich mich mit der Geschichte Russlands und seiner Entstehung aus der mittelalterlichen Kiever Rus' beschäftigt, aber meine erste Anstellung (1980) in einem DFG-Drittmittelprojekt zum westlichen Rand slawischer Besiedlung im Mittelalter, die sich weit nach Deutschland hinein erstreckte, weckte in der Zusammenführung das Interesse für das gesamte östliche Europa zwischen Elbe und Wolga – also an einem östlichen Europa, von dem Deutschland ein Bestandteil ist. Das war ein ganz anderer Zugang zur Geschichte, als er von den meisten deutschen Historiker*innen gewählt wurde (und bis heute zum großen Teil wird), und dass ich ihn nehmen würde, hat natürlich etwas mit meinem damaligen Studien-und Arbeitsort Gießen zu tun – mit dem Wirken Herbert Ludats und Klaus Zernacks, und mit der von beiden geäußerten Erkenntnis, dass die wissenschaftliche Annäherung vom Mittelalter her der beste Schlüssel zum Verständnis des Verlaufs von Geschichte bis in die Neuzeit ist.

Alfrun Kliems Ans GWZO gekommen bin ich – wie viele – über Umwege. Am Anfang stand noch in der DDR ein Agrarstudium in der LPG Hohenstein. Mit der Aussicht, Brigadierin zu werden, konnte ich mich aber nicht anfreunden und habe mich 1988 kurzerhand auf das Gegenteil beworben: ein Sprachmittlerstudium für Russisch und Tschechisch an der Humboldt-Universität. Wobei, aussuchen

durfte ich mir die Sprachkombination damals nicht, aber aus Zuordnung wurde Liebe zu der kleineren der beiden Sprachen. Klein war das Land, klein das Fach, alles so gar nicht imperial. Das alles führte mich irgendwann in eine wissenschaftliche Beschäftigung und ans GWZO, nicht zuletzt unter die so kluge wie großherzige Anleitung Eva Behrings. Und aus der Bohemophilie wurde eine Faszination für Mitteleuropa. Vielleicht ist es das, was mich eingenommen hat: dessen Diversität, lange bevor es zum Modewort wurde, das Unvereinbare, die Widersprüche und Uneindeutigkeiten. Kurz, die Vielfalt des Kleinen, leicht zu Unterschätzenden. Oder mit Václav Havel: »Die Macht der Ohnmächtigen«.

Julia Herzberg Auch wenn Leben gern als geradlinige Geschichte erzählt wird, ist mir bewusst, dass mir ein Weg zur osteuropäischen Geschichte nicht vorbestimmt war. Ich bin in Dresden geboren und hatte nach 1989/90 mehr Freude an Latein und Altgriechisch als an Russisch. Gern wäre ich Lehrerin oder Althistorikerin geworden. Doch es kam anders. Mit viel Zeit und wenig Geld ausgestattet habe ich nach dem Abitur eine lange Zugreise nach China, in die Mongolei und nach Russland unternommen. Diese Reise hat meine Neugier geweckt. Mich haben vor allem die Menschen mit ihren Geschichten interessiert. Schon während meiner zahlreichen Studienaufenthalte in Russland habe ich dann bäuerliche Tagebücher und Autobiographien in der Provinz gesammelt. Ich habe gestaunt, wie Menschen, denen das nicht zugetraut wurde, ihr Leben erzählen und damit auch Gegenwelten zur sowjetischen Wirklichkeit entwerfen. Was mich am östlichen Europa intellektuell fasziniert und auch herausfordert, ist die große religiöse, ethnische und kulturelle Vielfalt. Mich hat meine Begegnung mit dem östlichen Europa gelehrt, Widersprüche auszuhalten, Graustufen wahrzunehmen und auch den einzelnen Menschen zu sehen, der selbst in autokratischen und diktatorischen Regimen Handlungsmöglichkeiten hat.

Mitropa-Kellner*in *Wie haben die Entwicklungen der jüngsten Zeit aus Ihrer Sicht die Forschung zum östlichen Europa beeinflusst?*

Maren Röger Zum einen führten die Debatten in der deutschen Gesellschaft zu Beginn der Totalinvasion Russlands in der Ukraine deutlich vor Augen, dass unser produziertes Wissen nicht genügend abgefragt, von politischen Entscheidungsträger*innen mitunter über Jahre ignoriert worden war. Hier haben wir unsere Vermittlungsanstrengungen noch einmal multipliziert. Zum anderen ist die Ukraine sicherlich und notwendigerweise stärker in den Fokus der Forschung gerückt und die schon ältere Forderung, osteuropabezogene Forschung aus der partiellen Fixierung auf Russland zu lösen, bekam ein Momentum. Letzteres finde ich sehr wichtig, doch spielte die beschriebene Engführung weder für meinen wissenschaftlichen Werdegang mit einem ersten Fokus auf Polen, dann auf Rumänien und die Ukraine, noch für das GWZO eine Rolle, das eben genau jene Region »dazwischen« mit Ostmitteleuropa stets in den Fokus stellte.

Alfrun Kliems Natürlich hat Russlands Angriff auf die Ukraine alles geändert – und auch wieder nichts. »Mitteleuropa« war für mich immer zunächst ein antiimperiales Konzept. Eine Entscheidung für die Kleinheit und gegen eine lange russisch dominierte Slawistik, deren oftmals autoritärer Russischunterricht mir einen fatalen Widerwillen gegen die Sprache einprägte. Eine Entscheidung gegen die Großphilologien und für die Kleinteiligkeit, die charmante Obsession mit der Subversion, das Beharren auf einem randständigen Terrain. Das hat seit dem Krieg nochmal Unterfütterung erfahren, die über meine persönliche Neigung hinausgeht. So hat mir Putins rückhaltlose politische Bosheit die bescheiden-unbescheiden funkelnde Güte von Václav Havel noch einmal tröstlicher gemacht: »Wahrheit und Liebe werden siegen über Lüge und Hass.« Das Kleine über den Großen. Der surreale Witz eines Jaroslav Hašek, die garstige Groteske

eines Witold Gombrowicz, die intellektuelle Wärme eines Péter Esterházy oder der scharfe Sarkasmus einer Dubravka Ugrešić – die ganze kratzbürstige Seite Mitteleuropas gegen Russlands imperiale Aggression, die Blut- und Großmannssucht, den dumpfen Autoritarismus des derzeitigen Regimes.

Julia Herzberg Die Totalinvasion 2022 hat mein Denken und Fühlen über Russland verändert. Ich habe das Land sehr geliebt, ich war oft da und habe enge Freunde dort. All diese positiven Gefühle sind jetzt sehr schwierig geworden. Ich versuche, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass ich wahrscheinlich in den nächsten Jahren nicht mehr nach Russland reisen kann. Das bedeutet auch, dass ich nicht mehr in der Lage sein werde, Archive, Bibliotheken und Konferenzen in Russland zu besuchen. Das bringt mich nicht nur aus theoretischen Gründen dazu, stärker über die Dezentralisierung und Dekolonisierung der osteuropäischen Geschichte nachzudenken. In meinem nächsten Forschungsprojekt werde ich gemeinsam mit Andrei Vinogradov zur Klimageschichte der Bergregion Altai arbeiten. Statt in den zentralen russischen Archiven in Moskau und St. Petersburg werden wir in Kasachstan, China und der Mongolei tätig sein. Dies ist sowohl eine Chance als auch eine Herausforderung.

Christian Lübke Am schwerwiegendsten sind die Folgen für die Zusammenarbeit mit Russland, die zum Stillstand kam. Der Abbruch der Beziehungen der deutschen Forschungsorganisationen (auch der tschechischen und polnischen) zu den russischen ist verständlich, aber betroffen sind auch individuelle Kontakte zu Kolleg*innen, die bestimmt keine Putin-Freund*innen sind. Dabei war für das GWZO mit der Integration in die Leibniz-Gemeinschaft die Berücksichtigung des Blicks von Osten auf sein Untersuchungsgebiet forschungsstrategisch beabsichtigt. Ich will mir gar nicht ausmalen, wie sich eine Beteiligung rechtspopulistischer Parteien (an Länderregierungen?) auf Kultur und Wissenschaft auswirken würde, und diese Befürchtung gilt natürlich auch für andere europäische Länder.

Stefan Troebst In meine Leipziger Zeit fielen zwei dramatische Einschnitte in der Entwicklung von Staaten und Gesellschaften des östlichen Europa: 2004 der Beitritt von acht Ländern der Region zur Europäischen Union und 2014 der Angriff der Russländischen Föderation auf die Ukraine. Mit Hochschulen und Forschungseinrichtungen in Polen, Litauen, Lettland, Estland, der Slowakei, der Tschechischen Republik, Slowenien und Ungarn unterhielt das GWZO enge Arbeitsbeziehungen, desgleichen mit Kroatien, Rumänien, Bulgarien, die 2013 bzw. 2017 der EU beitraten. Ich selbst hatte überdies enge Beziehungen zu Kolleginnen und Kollegen in der Ukraine, in Moldova und Makedonien geknüpft, da ich in den Jahren 1992 bis 1995 im Auftrag des Auswärtigen Amtes als Mitglied von Langzeitmissionen der KSZE/OSZE dort stationiert war. Hinzu kamen Erfahrungen, die ich von 1996 bis 1998 als Gründungsdirektor des dänisch-deutschen European Centre for Minority Issues (ECMI) in Flensburg sammeln konnte. All das erwies sich in meiner GWZO- und universitären Funktion als großer Vorteil.

Winfried Eberhard Nicht nur am GWZO, sondern auch in der deutschen Geschichtswissenschaft – die in den letzten Jahren leider geschrumpfte Slawistik kann ich nicht beurteilen – beobachte ich tatsächlich ein neues Interesse an der Ukraine. Russlands Krieg und seine imperialistischen Motive könnten aber auch den im GWZO (trotz programmatischer Zielsetzung) kaum berücksichtigten baltischen Ländern zu mehr Aufmerksamkeit verhelfen.

Mitropa-Kellner*in *Einige von Ihnen waren lange am GWZO tätig, sind nun nicht mehr dort, da berufen oder emeritiert. Woran also erinnern Sie sich am ehesten und am liebsten, wenn Sie ans GWZO und an Ihre Zeit am Haus denken?*

Alfrun Kliems Das GWZO war und ist für mich oft ein Abbild seines Gegenstands. Hinter (fast) jeder Tür ein immer wieder überraschend kluger,

witziger oder einfach wahnsinnig kenntnisreicher Kopf mit einem Spezialinteresse. Zusammen ergibt das ein vielschichtiges, facettenreiches Ganzes aus dauerndem Austausch, aus mal bereichernden, mal scheiternden Gesprächen im Vortragsraum, auf Konferenzen, den legendären Weihnachtsfeiern oder beim Bier. Eine große Freiheit. Langjährige Freundschaften. Enorme Chancen und nicht zuletzt ein riesiges Vergnügen. Eine Kollegin und Freundin aus der Universität meinte einmal: »Ihr ahnt gar nicht, wie gut ihr es habt, so frei und ohne Mangel an Druckerpapier zu arbeiten.« Heute, selbst an einer Universität, weiß ich das – und bin für jeden einzelnen Gedanken auf dem Gang, jeden Hinweis, jeden Streit und nicht zuletzt jeden A4-Bogen 80-Gramm-Papier aus der Luppenstraße und später Specks Hof dankbar. Das GWZO, wie ich es erinnere, war ein Ort der Freiheit.

Stefan Troebst An den rauen Charme nicht nur des ruinenartigen Institutsgebäudes in der Lindenauer Luppenstraße, sondern auch denjenigen des ersten Verwaltungsleiters Herrn Haaske und der ersten Institutssekretärin Frau Winkler. Aber Scherz beiseite: Vor allem natürlich an den kollegialen Zusammenhalt in den von mir geleiteten Projektgruppen, der in hoher Arbeitsproduktivität samt großem Publikationsausstoß resultierte. Der Umzug aus der Slumregion im Leipziger Westen 2009 in den noblen Specks Hof im mittelalterlichen Stadtzentrum wirkte sich diesbezüglich als zusätzlicher Motivierungsschub aus, zumal Morrison's Irish Pub jetzt nur noch wenige Gehminuten entfernt war. Denn dort fanden zusätzlich zu den formellen Projektberatungen die regelmäßigen informellen Nachbereitungen statt. Als Wissenschaftler sowie langjähriger Vorsitzender der Bibliothekskommission des GWZO habe ich überdies den Luxus einer gut ausgestatteten hauseigenen Bibliothek außerordentlich genossen.

Winfried Eberhard Zur Gründung des Leipziger GWZO gehört als Basis die Zeit des Berliner Forschungsschwerpunkts (1992–1995), die letztendlich den Aufbau des GWZO bedeutete. Ich erinnere mich zum einen gerne an die große Aufgeschlossenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der aufgelösten Akademie der Wissenschaften der DDR für die neuen wissenschaftlichen Herausforderungen. Sie organisierten auch bereits 1992 die erste der in der Folge so legendären Weihnachtsfeiern. In Erinnerung bleiben aber auch die wissenschaftspolitischen Widerstände gegen neue außeruniversitäre Institute, bei deren Überwindung der damalige sächsische Wissenschaftsminister Prof. Hans Joachim Meyer eine entscheidende Rolle spielte. Schließlich bleibt die große Erleichterung im Gedächtnis, als die Zusage des Wissenschaftsrates zu den sechs neuen Geisteswissenschaftlichen Zentren erteilt wurde und damit die Zusage der DFG-Förderung auf 12 Jahre verbunden war. Diese wurde dann 2007/2008 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung fortgesetzt – wieder ein Aufatmen! Bei unserem Antichambrieren im BMBF sagte Ministerin Schavan: »Sie brauchen gar nicht weiter zu argumentieren, ich will das.«

Christian Lübke Da ist Vieles zu nennen, angefangen mit dem Bundesratsgebäude, wo – ehemals von der Akademie der Wissenschaften der DDR genutzt – sich in Berlin der Forschungsschwerpunkt Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas als Vorläufer des GWZO befand, bis es 1996 in Leipzig seine Arbeit aufnahm. Dann ist mir die Arbeit zur Germania Slavica mit der idealtypischen Besetzung aus Geschichte, Archäologie und Linguistik in guter Erinnerung, die ich als externer Projektleiter vom Greifswalder Professorenamt aus betreute. Von den Institutswandertagen und Weihnachtsfeiern ist mir die vom Dezember 2009 präsent, die bis spät in die Nacht Abschied von der Luppenstraße und Vorfreude auf das neue GWZO in Specks Hof ab Sommer 2010 bedeutete. Am liebsten denke ich an die Bewertung des Instituts durch Olaf Köller in seinem Grußwort anlässlich der

Halecki-Vorlesung 2017. Als Sprecher der Sektion A der Leibniz-Gemeinschaft hatte er den Aufnahmeprozess des GWZO begleitet, und im Rückblick hob er das »hohe Commitment« aller GWZO-Mitarbeiter*innen hervor. Das war die Anerkennung einer Gemeinschaftsleistung des ganzen Instituts. Und als Anerkennung der GWZO-Leistungen verstehe ich auch die persönlichen Auszeichnungen in der Untersuchungsregion: die Lux-et-Laus-Medaille des Ständigen Komitees der polnischen Mediävisten 2015, die Ehrenprofessur der Universität Rzeszów 2016 und die Palacký-Medaille der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag 2024.

Mitropa-Kellner*in *Vor wenigen Jahren bzw. vor kurzem begannen Sie Ihre Leitungstätigkeit am GWZO. Welches Bild hatten Sie vom Institut, bevor Sie dorthin kamen? Was dachten Sie von ihm?*

Maren Röger Manche Forschungszweige des GWZO hatte ich stark rezipiert für meine eigene Lehre und Forschung, darunter etwa die Forschungen zum Visuellen in der Moderne und Vormoderne (die Hausreihe »Visuelle Geschichtskulturen« war mein Wunschort für das letzte Buchmanuskript, lange noch bevor ich an das GWZO kam). Ebenso einschlägig waren für mich Forschungen zu den Erinnerungskulturen und generell zur transnationalen und verflechtungsgeschichtlichen Einbettung des östlichen Europa. Anderes habe ich erst vor Ort besser kennengelernt, darunter die starke vormoderne Umweltgeschichte oder die in den Sprachen der Untersuchungsregion sehr gut bestückte Institutsbibliothek. Insgesamt war mir das GWZO aber aus der Ferne als außerordentlich transferstarkes Institut positiv aufgefallen, was sich vor Ort bestätigt hat.

Julia Herzberg Vor meiner Berufung nach Leipzig habe ich das GWZO als ein sehr vielseitiges Institut wahrgenommen. Was mich am Profil des GWZO begeistert hat und immer noch begeistert, ist der transepochale und interdisziplinäre Zugang, der auch in meinen Forschungen eine wichtige Rolle spielt. Bevor ich an das GWZO kam, war ich überzeugt, dass dies die beste Umgebung für verflechtungsgeschichtliche und transkulturelle Ansätze ist, die ich auch in meinen Forschungen verfolge. Diese Hoffnung hat sich vollkommen erfüllt. Mich beeindruckt, in welcher Tiefe hier ein Dialog über Fachgrenzen hinweg möglich ist. Zudem ging dem GWZO der Ruf eines freundlichen, professionellen und kollegialen Instituts voraus, das sehr gute Verbindungen zur forschungsstarken Universität Leipzig sowie zu zahlreichen anderen Instituten national und international unterhält.

Mitropa-Kellner*in *Erlauben Sie abschließend noch eine Frage, welche die Leser*innen der Mitropa und uns als Mitropa besonders interessiert: Was ist Ihr Lieblingsgericht – vielleicht auch im Speisewagen? Woher kommt es und wie wird es zubereitet?*

Maren Röger Während meiner Warschauer Zeit hatte ich das Vergnügen regelmäßig im Speisewagen des Berlin-Warschau-Expresses zu essen, was ich bis heute bei jeder sich bietenden Gelegenheit mache. Dabei ist *żurek,* Sauermehlsuppe, stets meine erste Wahl, *pierogi* die zweite, wobei seit dem 24. Februar 2022 üblicherweise keine *pierogi ruskie* mehr bestellt werden, sondern *pierogi ukraińskie* oder *galicyjskie.* Inzwischen esse ich immer öfter auch auf dem Weg nach Prag, denn schließlich darf das GWZO dort ab 2025 eine neue Abteilung eröffnen.

Julia Herzberg Auf Zugreisen durch die Ukraine und Russland schmeckten mir am besten Piroggen, am liebsten mit Kraut oder Kartoffeln gefüllt. Piroggen sind Teigtaschen aus einem Hefeteig, die in Öl oder im Ofen ausgebacken werden. Sie schmecken wunderbar zu einem Glas Tee, wenn die Landschaft am Zugfenster vorbeizieht. Früher wurden die Piroggen von *Babuški* verkauft, die den einfahrenden Zug am Bahnhof schon erwarteten. Mit dem Wunsch »Na zdorov'e« (Wohl bekomm's) haben sie die Köstlichkeiten gegen ein paar Hrywnja oder Rubel eingetauscht.

Winfried Eberhard Erstens Käsespätzle mit Feldsalat und zweitens Kutteln in saurer Soße – beides zwar nicht im Speisewagen, aber verbreitet in der schwäbisch-alemannischen Region. Hier die Rezepte:

Käsespätzle: 400 g Mehl, 4 Eier, 250 ml lauwarmes Wasser, 1 TL Salz zu einem flüssigen Teig rühren. Den Teig durch eine Nudelpresse in kochendes Salzwasser drücken und garen. 200 g Emmentaler und 200 g Bergkäse gehobelt und gemischt mit den Spätzle in eine ofenfeste Form schichten. Mit Röstzwiebeln, heißer Butter, Pfeffer und Schnittlauch bestreuen.

Saure Kutteln: 500 g gegarte Kutteln (gibt es in der regionalen Metzgerei), 1 große Zwiebel, 2 EL Mehl, 4–6 Wacholderbeeren, 2–4 EL Tomatenmark, 300 ml Brühe und 100 ml Rotwein; Salz, Pfeffer, Essig. Kleingeschnittene Zwiebel leicht anrösten, Tomatenmark und Mehl dazu, mit Brühe und Wein ablöschen, Gewürze dazugeben und salzen, aufkochen. Nun die in Streifen geschnittenen Kutteln dazugeben. Wieder aufkochen lassen und weitere 40 Min. leicht köcheln lassen, nachwürzen. Guten Appetit! Leider gibt es im Mitropa-Speisewagen keine böhmischen Marillenknödel oder die »Powidl-Datschkerln«.

Alfrun Kliems Mein Lieblingsgericht im Speisewagen ist das Schnitzel. Es kommt, das ist wichtig, aus der Pfanne. Nicht aus der Fritteuse, nicht aus dem Heißluftofen und nicht aus der Mikrowelle. Es wird (meist) von einem Koch zubereitet und (meist) von einem Kellner serviert, die ihr Handwerk verstehen und stolz darauf sind. Dazu ein vernünftig gezapftes Pilsener oder ein Grüner Veltliner. Weil es das alles hier gibt, heißt das Ding auch Speisewagen – und eben nicht »Bordgastronomie«. Oder mit dem Eisenbahnmenschen Jaroslav Rudiš: »Ahoj in Mitteleuropa! In einem rollenden, beweglichen Konzept von Freiheit, Widerstand und Lebensfreude.«

Christian Lübke Eindeutig, besonders durch den Bezug zum Speisewagen: *żurek, kotlet schabowy* mit Kartoffeln und einer Salatmischung aus Kraut und Möhren, und dazu ein Żywiec. Die Speisewagen in den EC-Zügen Richtung Warschau (anfangs auch noch nach Krakau) sowie nach Prag und Budapest haben tatsächlich noch lange in die Zeit der Existenz des GWZO hinein mit der Zubereitung traditioneller Speisen in echten Küchen überzeugt, als in deutschen Zügen schon lange die Mikrowelle dominierte. Leider ist es in den polnischen ECs inzwischen auch nicht mehr garantiert, die genannte Kombination in der früheren Qualität auf den Tisch zu bekommen, und in Richtung Tschechien und Budapest haben nur noch die ungarischen ECs eine wirkliche Küche, in der es brutzelt und dampft.

Stefan Troebst Am nachhaltigsten im Gedächtnis geblieben ist mir die Bestellung eines ausgezeichneten Szegediner Gulasch' im ungarischen EC-Speisewagen von Budapest nach Dresden, da der mit Block und Bleistift bewehrte Kellner mir die überraschende Frage stellte: »Wie wollen Sie Ihr Gulasch?« Antwort: »Mit Zwiebeln und scharfem Paprikapulver bitte!« Dergleichen war (und ist) in der mikrowellenbasierten Gastronomie der Deutschen Bahn AG wohl unvorstellbar. Entsprechend habe ich mich gegenüber einem Kamerateam eines ungarischen Fernsehsenders geäußert, das mich – wiederum überraschend – beim Frühstück in einem deutschen ICE-Speisewagen um ein Kurzinterview bat. Dabei konnte ich den magyarischen Interviewer meinerseits dadurch überraschen, dass ich das ungarische Wort für Frühstück, nämlich »reggeli«, kannte. Neben »rendőrség« (Polizei, keine Ahnung warum) und ein paar Alltagsfloskeln war mein Wortschatz in dieser finnougrischen Sprache damit allerdings bereits erschöpft …

Mitropa-Kellner*in *Vielen Dank! Bardzo dziękujemy! Köszönjük szépen! Děkuji pěkně! Labai ačiū! Ďakujem pekne! Mulțumim foarte mult! Дуже вам дякую! Ви благодарам! Dzākujā! Hvala lijepa! Благодаря много! Хвала лепо! Hvála lépa! Спасибо! Suur aitäh sulle! Dziynkuja! Сагъ ол! Liels paldies! Hvala ti!*

Winfried Eberhard, Prof. Dr., Dipl. theol., 1996–2007 Direktor des GWZO und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

Julia Herzberg, Prof. Dr., seit Oktober 2023 Stellvertretende Direktorin des GWZO und Professorin für die Kulturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig.

Alfrun Kliems, Prof. Dr., 2016–2024 Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des GWZO, seit 2012 Professorin für Westslawische Literaturen und Kulturen an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Christian Lübke, Prof. Dr., 2007–2021 Direktor des GWZO und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

Maren Röger, Prof. Dr., seit November 2021 Direktorin des GWZO und Professorin für Geschichte des östlichen Europa/Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

Stefan Troebst, Dr. phil. habil. 1999 bis 2021 Stellvertretender Direktor des GWZO sowie Professor für Kulturstudien Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

Abbildungsnachweise

S. 3	Fotos: links: Archiv GWZO; rechts: Stephan Krause.
S. 4	Fotos: Archiv GWZO.
S. 5	Fotos: oben: Stephan Krause; unten links: Matteo Colombi; unten rechts: Stephan Krause.
S. 6	Fotos: oben: Archiv GWZO; unten: Antje Schneegaß.
S. 7	Fotos: Archiv GWZO.
S. 8	oben: Foto: Antje Schneegaß; unten: Flyer: Archiv GWZO.
S. 9	Fotos: GWZO.
S. 10–13	Fotos: Archiv GWZO; S. 13 oben: Abigor [Nickname], Wikimedia Commons, gemeinfrei.
S. 15	Karte: Stiftsbibliothek Zeitz, Hist. Fol. 497, fol. 49 r.
S. 16	Fotos: links: Wikimedia Commons, gemeinfrei; rechts: Wolfgang Sauber, Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0.
S. 17	Foto: Wikimedia Commons, gemeinfrei.
S. 19	Foto: Digibuc.ro.
S. 20	Fotos: Sammlung Cristinel Popa, Galeria DADA.
S. 21	Foto: arcanum.com.
S. 22	Foto: Hedda Sterne Foundation.
S. 23	Fotos: Sammlung Cristinel Popa, Galeria DADA.
S. 24	Fotos: arcanum.com.
S. 25	Foto: Katja Rösler.
S. 26	Foto: Timm Schönfelder.
S. 27	Foto: Karin Reichenbach.
S. 28	Foto: Jakub T. Jankiewicz ©Wikimedia Commons.
S. 30	Kaja Schelker.
S. 31	Svenja Christian, Hannah Müller, Christoph Nething, Stephanie Rosenfeld.
S. 32	Charlotte Mauz.
S. 35	Svenja Christian, Hannah Müller, Christoph Nething, Stephanie Rosenfeld.
S. 37	Foto: Olena Žuruchina, Marina Sergjejeva 2018; Fedor S. Semënovič 1982.
S. 38	Foto: Olena Žuruchina, Marina Sergjejeva, Natalja Chamajko, Lesja Čmil', Mar'jana Gun', Viktor Nesterovs'kyj 2018; Volodymyr M. Zoncenko, Olena A. Brajčevs'ka 1993; Petro Toločko, Vira Pavlova, Michajlo Pančenko 1996.
S. 39	Foto: Olena Žuruchina, Marina Sergjejeva 2018.
S. 41–46	Fotos: Indira Hajnács.
S. 48	Foto: GWZO.
S. 50/51	Foto: Wilfried Franzen.
S. 52	Foto: Bettina Haase.
S. 54/55	Frank Hadler.
S. 56/57	Foto: Johanna Laurenzen.
S. 60	Fotos: Leopold Herter.
S. 62/63	Foto: Ines Rößler.
S. 64/65	Foto: Ewelina Scheibner.
S. 66	Foto: Antje Schneegaß.
S. 68/69	Foto: Marcin Wołoszyn.
S. 70/71	Foto: Stephanie Yacoub.
S. 72–79	Fotos Eisenbahnmotive: Stephan Krause.
S. 78/79	Porträtfotos v.l.n.r.: GWZO; CBH PAN 2016; GWZO, Bertram Bölkow; Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald; GWZO; Alexander Schmidt.
Umschlag	Stephan Krause.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber*innen unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa Jahresheft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO)

Herausgeber*innen Maren Röger / Stephan Krause
Redaktion Stephan Krause
Korrektorat Maria Stuiber

Gestaltung Plural | Design Severin Wucher
Papier Munken Pure

Herstellung hausstætter
Druck vierC

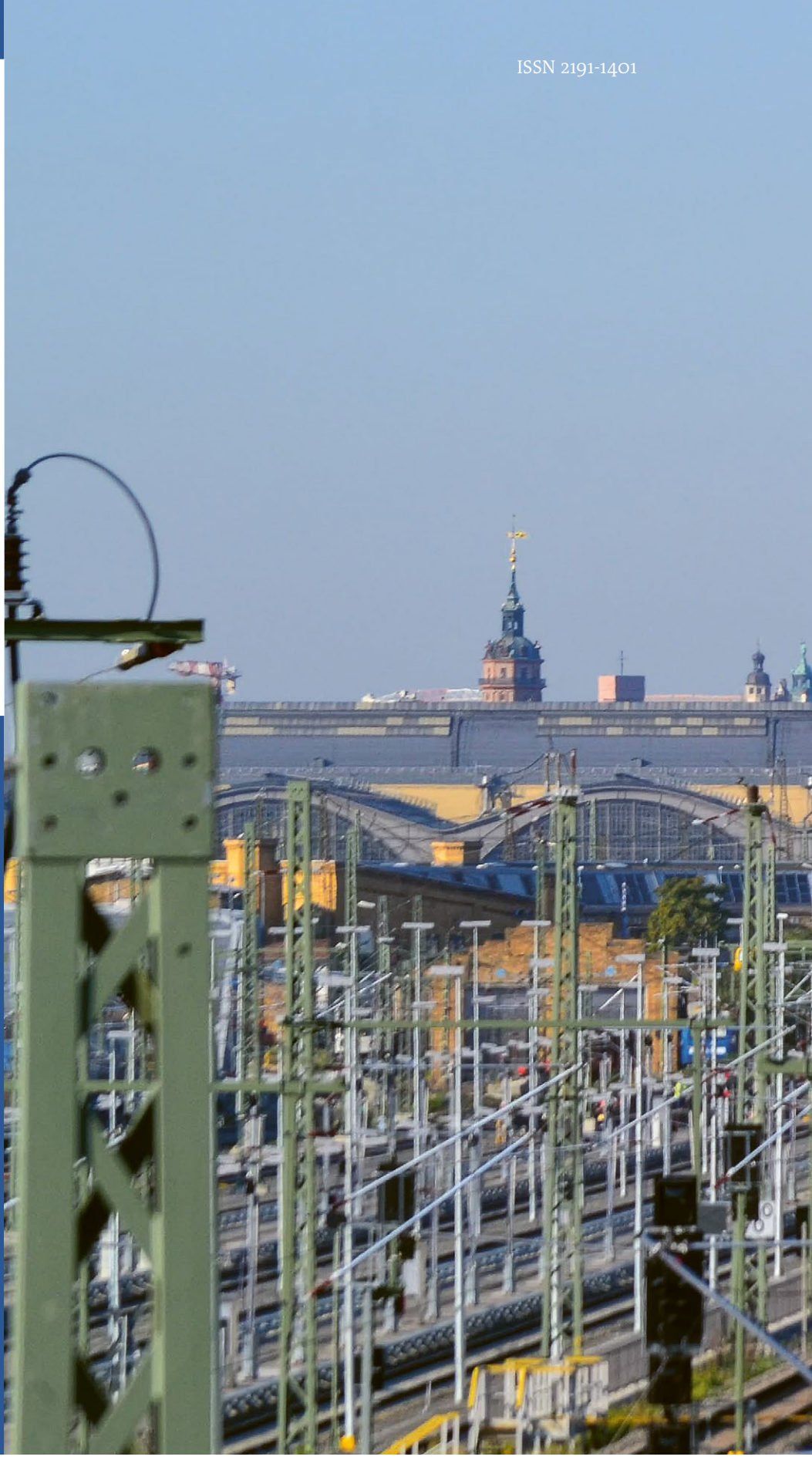
Bezug GWZO Leipzig
Specks Hof, Reichsstraße 4–6
D-04109 Leipzig
Telefon +49 (0)341 23 42 64 60
Fax +49 (0)341 23 42 64 69
info@leibniz-gwzo.de
www.leibniz-gwzo.de

E-Mail mitropa@leibniz-gwzo.de
ISSN 2191-1401

SACHSEN

Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

ISSN 2191-1401



Leibniz
Gemeinschaft